

JOHANNES RICK S. J.

Von B. Rambo S. J., Porto Alegre, Südbrasilien

Meine Erinnerung an den Bauernvater Johannes Rick beginnt am 11. Dezember 1910. Den genauen Tag stelle ich aus meinem Firmschein fest, denn ich war damals wenig mehr als fünf Jahre alt. Da die Bischofsbesuche auf den deutschstämmigen Siedlungen zu den Hochfesten des Jahres gehörten, steht das Bild in klaren Umrissen vor meinem Gedächtnis. Dom Antonio José Pimenta, der Weihbischof von Porto Alegre, predigt dem Volk, die Mitra auf dem Haupt, den Stab in der braunen Hand, die Finger mit dem funkelnden Bischofsring auf dem Rand der Kanzel. Was er sagt, das verstehen von der ganzen Gemeinde keine zehn Mann, denn er selber ist der deutschen Sprache nicht mächtig, und das Landvolk der damaligen Jahre spricht nur die hunsrückische Mundart aus den Zeiten der Väter. In schweigender Ehrfurcht schauen die wetterharten Bauern zu ihrem Bischof empor, und ein Ahnen von der Heiligkeit und zeitlosen Majestät der katholischen Kirche mag das mangelnde Verständnis seiner Worte ersetzt haben.

Nach der Ansprache des Bischofs kommt ein hochgewachsener Pater — so heißen in Brasilien alle Geistlichen — aus der Sakristei und betritt die Kanzel. Seine Kniebeugung, sein Gang, seine Haltung, sein beherrschender Blick, seine tiefe, bis in den letzten Winkel der Kirche verständliche Stimme halten die Gemeinde eine halbe Stunde gebannt. Das ist Pater Rick, von dem man schon soviel gehört hat, der das Bauernvolk versteht und gern hat, und der so gut predigen kann. Denn eine einfache, von Herzen kommende Predigt, die schätzt der Urwaldbauer über alles. Als Begleiter und Dolmetsch des Bischofs ritt Pater Rick jahrelang durch die deutschen Siedlungen, und es war auf diesen Fahrten, daß sein Plan für das große Apostolat seines Lebens entstand.

Das zweitemal sah ich Pater Rick im Jahre 1917. Ich war damals Schüler im Knabenseminar von Parecí Novo. Überanstrengung in den Volksmissionen und polizeiliche Bedrängung der deutschstämmigen Kolonie hatten ihn für Monate arbeitsunfähig gemacht. Eines Tages brachte er ein Bündel Blumen aus dem Walde mit und erklärte uns Bauernjungen, wie die einzelnen Teile der Pflanze heißen, wozu sie dienen und wie die lateinischen Namen der Arten lauten. Das war die erste Botanikstunde meines Lebens, und wenn ich heute selbst Bota-

niker bin, dann gründet sich das auf dem damals erwachten Entschluß: Wenn ein Mann wie Pater Rick sich solchen Dingen widmet, dann muß die Wissenschaft etwas Großes sein.

Das drittemal traf ich mit Pater Rick zusammen nach meiner Rückkehr vom Studium der Philosophie Ende 1931. Er war damals Moralprofessor im Seminar und betrieb gleichzeitig mit dem ihm eigenen Eifer seine geliebte Pilzkunde. Von da an bis zu seinem Tode war ich sein Gehilfe, sein Schreiber und sein Vertrauter. Wenn ich alle Freizeit zusammenzählen wollte, die ich auf seine Briefe, seine Artikel und seine Sammlung verwendet habe, ein einziges Jahr würde nicht ausreichen.

Das letztmal sah ich Pater Rick am Abend des 3. Mai 1946. Wir hatten vierzehn Tage an seinen Manuskripten und an seiner Sammlung gearbeitet, deren Erbe ich werden sollte. Ich sehe ihn heute noch meinen Arbeitsraum verlassen, hochaufgerichtet und gerade, „um pedaço de homem“, wie einmal ein Brasilianer von ihm gesagt hat, „jeder Zoll ein Mann“. Am 6. Mai starb er plötzlich im Knabenseminar von São Salvador.

Dieser Lebensabriß liegt auf mir wie die Abtragung einer längst geschuldeten Dankespflicht. Kein Mann hat so tief und richtungweisend in mein Leben eingegriffen wie der Lehrer, Wissenschaftler und Bauernvater Johannes Rick. Als Erbe und Treuhänder seines gesamten Nachlasses, darunter seiner handschriftlichen Lebenserinnerungen, will ich versuchen, ein Bild von diesem Mann zu zeichnen, der des alten Österreichs bestes Geschenk an die südbrasilianische Kirche gewesen ist.

1. Der Anfänger

„Im Jahre 1869 am 19. Januar wurde geboren in Hatlerdorf, Pfarrei Dornbirn, und katholisch getauft: Johann Rick, ehelicher Sohn des Franz Sales Rick, Wirt und Bäcker, und der Caroline Halbeisen“. So lautet der Taufschein „zum Schulgebrauch“, ausgestellt am 28. September 1882 vom Pfarramt Dornbirn. Als Namenspatron verehrte Pater Rick den heiligen Johannes den Evangelisten. Als ihm ein früherer Schüler einmal zum Fest des heiligen Johannes des Täufers eine Kiste bester Zigarren verehrte, nahm er sie freudig an und machte darauf aufmerksam, daß die Zigarren bis zu seinem richtigen Namenstag am 27. Dezember längst alle aufgeraucht seien.

Von seiner Familie finden sich im Nachlaß leider keine Briefe mehr. Die Bilder seiner Eltern hat er aufbewahrt. Von den drei übrigen Bildern zeigt eines sein Geburtshaus, damals bewohnt von der Familie seiner Schwester Pauline; das zweite bringt die Familie seines Bruders Josef mit folgender Aufschrift: Ein Bild von meiner ganzen Familie; die Kleine habe ich in Pflege genommen. Josef

zeigt in seiner ganzen Gestalt, besonders im Gesichtsausdruck, eine große Ähnlichkeit mit Pater Rick. Das dritte Bild enthält die Familie seines Bruders Friedrich nebst der Familie Fritz Kopf. Aus der ersten Schulzeit haben sich vier Zeugnisse erhalten, die den Jahren 1881 und 1882 an der Unterrealschule zu Dornbirn entsprechen. Das letzte, vom 18. Februar 1882, enthält folgende Noten: Sittliches Betragen: lobenswert; Fleiß: befriedigend; Religionslehre, deutsche Sprache, Geographie und Geschichte, Naturlehre: lobenswert; italienische Sprache, Freihandzeichnen, Schönschreiben: genügend; Arithmetik, Geometrie und geometrisches Zeichnen: befriedigend; äußere Form der schriftlichen Arbeiten: minder empfehlenswert; Platznummer: der vierte unter elf Schülern.

Pater Ricks Vater muß früh gestorben sein, denn, wer ihn im Jahre 1882 zur Stella Matutina nach Feldkirch brachte, war seine Mutter. Über seine erste Bekanntschaft mit dem Jesuitenorden lese ich in seinen Erinnerungen folgenden Absatz:

„Meine erste Bekanntschaft mit den Jesuiten hatte ich mit 11 Jahren durch Eugen Sue „Der ewige Jude“. Ein Bäckergehilfe hielt den Roman, und ich las ihn auch. Der Begriff „Jesuit“ und „unheimlich“ wurde von mir verbunden. Mit zwölfteinhalb Jahren brachte mich meine Mutter nach Feldkirch. Die erste Begegnung mit dem Pförtner war typisch für die Jesuitenpforten. Bruder Rhomberg mit majestätischem Glatzkopf steckte Kopf und Glatze zum Pförtchen heraus, hörte das Anliegen meiner Mutter, sie wolle den Jungen ins Kolleg tun, schaute meine Mutter von oben bis unten an und pontifizierte: Kann er auch das Pensionsgeld bestreiten? Meine Mutter steckte die Hand in die Tasche und erwiderte: Wollen Sie es gleich haben? Der Bruder lief nun schnell zum Rektor.“ Aus der Feldkircher Zeit 1882—1887 hat Pater Rick alle Zeugnisse aufbewahrt. Das letzte von den zehn, ausgegeben am 28. Juli 1887 und wie alle anderen unterzeichnet von J. N. Fischer SJ trägt folgende Noten: Latein, Griechisch, Geschichte und Geographie, Naturgeschichte, Turnen, Betragen und Fleiß, Religion: erste Note; deutsche Sprache, Mathematik, italienische Sprache: erste bis zweite; Französisch: zweite bis dritte Note.

Ein vergilbtes Lichtbild zeigt den Studenten Johann Rick nach der Art der damaligen Zeit: Vor einem künstlichen Hintergrund steht ein hochaufgeschossener junger Mann, den großen Hut in der Rechten, das Rohrstöckchen in der Linken, das Haar in der Mitte gescheitelt, in seltsam steifer und unbeholfener Haltung. Das unfertige Gesicht verrät noch keine Spur von dem, was Pater Rick seine gewaltige Macht über die Menschen verleihen sollte: die völlige Abgeschlossenheit in sich und der alles in seinen Bann zwingende Blick. Selbst zehn Jahre später, beim Abschluß seiner Lehrzeit in der Stella Matutina, sind diese Züge im Gesicht des 28jährigen Mannes nur leise angedeutet.

Am 1. Oktober 1887 trat Johann Rick in das Noviziat der deutschen Ordensprovinz in Blyenbeck ein. Er sagt darüber in seinen Erinnerungen: „Aufgenommen wurde ich in die Gesellschaft von P. Lohmann, einem Original, wie sie alle hundert Jahre wohl nur einmal in der Gesellschaft erscheinen. Ein riesengroßer und riesendicker Mann, schaute er mich freundlich an und sagte nur: Schöne blaue Augen! Das kam aber davon, daß er selbst eine blaue Brille trug. Da ich nun gerade bei den Augen bin, möge noch erwähnt werden, daß der Rektor von Feldkirch, der mich als Zögling aufgenommen hatte, von mir sagte: „Schauen Sie dem Jungen in die Augen; das ist ein Feuerteufel.“

Es muß also damals schon ein besonderer Ausdruck in diesen Augen gewesen sein, mit denen er später die Schüler, die Bauern, die Beamten nach seinem Willen beherrschte, und die nicht geringen Einfluß auf seine Oberen, die Bischöfe und den Ordensgeneral in Rom ausübten. In Porto Alegre ging er einmal mit einem Pater eine Wette ein, daß ihn jedermann auf der Straße grüßen würde; sie gingen miteinander aus, Rick schaute die Leute an und gewann die Wette.

Mit den blauen Augen war es allerdings nichts, denn Rick gehörte eindeutig zu dem alpenländischen Menschenschlag, wie er in Tirol, der Schweiz und Bayern häufig anzutreffen ist. Ein Paßbild aus dem Jahre 1938 würde sich in jedem Handbuch für Rassenkunde gut ausnehmen. Er selbst meinte manchmal, allerdings irrtümlich, er habe mongolisches oder hunnisches Blut in den Adern; sein Schädel aber sei ein Cäsarschädel. Damit mochte er insoweit recht haben, als er wirklich ein Herrscher über Menschen war wie kein anderer aus der alten Garde der südbrasilianischen Mission. Dem konnte sich auch der Ordensgeneral P. Ledochowski nicht entziehen, als er ihn auf der Generalkongregation des Ordens im Jahre 1938 mit den Worten begrüßte: „Ecce terribilis ille Brasilianus! Siehe, da kommt der schreckliche Pater aus Brasilien!“

Vorläufig aber hatte es bis dahin noch einen weiten Weg. Johann Rick kam in die asketische Ausbildung bei P. Moritz Meschler, den er schon in Feldkirch kennengelernt hatte und kurz beschreibt: „Der erste Provinzial, den ich sah, war P. Meschler. Im ersten Lateinkurs geht plötzlich die Türe auf und herein kommt ein Heinzelmännchen. Er machte auf mich den Eindruck von etwas Fremdartigem.“ Bei diesem Heinzelmännchen machte der eingewachsene und durch und durch selbständige junge Mann eine zweijährige, harte Schule durch. Dort legte er den Grund für jene Art von männlicher Frömmigkeit, vor der jede angelernte Künstelei im Winde zerstob. Alles war echt an dem Mann. „Wenn es mit mir zum Sterben kommt“, sagte er noch kurz vor seinem Tode, „dann redet mir nicht die Ohren voll mit allem möglichen frommen Zeug; in meinem Brevier habe ich die Lesung aus dem Johannesevangelium vermerkt, die ihr mir vorlesen sollt.“ Leider habe ich mir die Stelle nicht vermerkt.

Von 1889—1893 studierte Johannes Rick in Wynandsrade und Exaeten humanistische Fächer und Philosophie. Über diese Zeit, sowie auch über die Lehrerzeit in Feldkirch 1894—1897 findet sich im Nachlaß kein Beleg. Es steht aber fest, daß Rick als Lehrer der Mathematik und Naturgeschichte in der Stella Matutina seine erste Anregung zur wissenschaftlichen Pilzkunde erhielt.

Die Neigung zu diesem Zweig der botanischen Forschung verstärkte sich während des Studiums der Theologie in Valkenburg 1898—1902; sie wurde schließlich zum Anlaß seiner Bestimmung für die südbrasilianische Mission, nachdem er Mitte 1901 zum Priester geweiht worden war. Ich werde bei der Würdigung Rick's als Wissenschaftler noch einmal auf diese Zusammenhänge zurückkommen.

2. Der Lehrer

Die südbrasilianische Mission der Gesellschaft Jesu, heute eine selbständige Provinz, war ein Ableger der deutschen Ordensprovinz. Ihre ersten Anfänge gehen in das Jahr 1842 zurück, da spanische, aus Argentinien vertriebene Jesuiten den Staat Rio Grande do Sul bereisten und die seit 1824 ansässigen deutschen Katholiken kennenlernten. Da diese seelsorglich völlig verlassen waren, erwirkten die Spanier bei dem Ordensgeneral Johannes Roothaan die Sendung von zwei deutschsprachigen Jesuiten aus der österreichischen Provinz, die Patres Johann Sedlack und Augustin Lipinski. Den ständig wachsenden Erfordernissen der Siedlungen entsprechend, übernahm die deutsche Ordensprovinz den Nachschub, in dem außer den Reichsdeutschen die Schweizer die größte Zahl stellten. Seit den siebziger Jahren bestand neben der Seelsorge in den Pfarreien eine Schule in São Leopoldo, dem Ausgangspunkt der deutschen Einwanderer, die sich gegen Ende des Jahrhunderts zu dem Ginasio Nossa Senhora da Conceição (Gymnasium Unserer Lieben Frau von der Unbefleckten Empfängnis) entwickelt hatte. Als beste Mittelschule Südbrasiliens zog das Gymnasium Schüler aus allen Teilen des Landes an sich und wurde zum Ausgangspunkt der Erneuerung der katholischen Gebildetenwelt.

Mit der Bestimmung für São Leopoldo ging Pater Rick im Jahre 1903 zunächst für zehn Monate nach Barro in Portugal, um seine Ordensausbildung zu beenden und die portugiesische Sprache zu erlernen. Im September dieses Jahres landete er in Rio de Janeiro, um von dort aus bald nach seinem Bestimmungsort im äußersten Süden des Landes abzureisen. Während der 43 Jahre seiner Zugehörigkeit zur südbrasilianischen Mission und späteren Ordensprovinz hat Pater Rick nur einmal den Süden des Landes verlassen; das war Ende 1938, da er als Vertreter der Provinz zur Generalkongregation seines Ordens nach Rom berufen wurde. Seine Heimat hat er nie mehr wiedergesehen.

Die handschriftlichen Aufzeichnungen Pater Rick's — 68 Seiten Folio — beginnen mit seiner Reise nach Brasilien. Manches, was er darin über seine ersten Eindrücke im Lande sagt, mag aus der Rückschau verstanden sein; jedenfalls zeigen sie die scharfe Beobachtungsgabe und fast seherische Veranlagung, sofort das Wesentliche herauszufinden, die eine der Grundlagen seines Lebenswerkes ist. Von seiner Ankunft in Porto Alegre meldet er folgenden Vorfall:

„Wir wurden dem hochwürdigsten Bischof Dom Claudio Gonçalves Ponce de Leão vorgestellt und baten, wie es für katholische Priester Vorschrift ist, um Jurisdiktion, d. h. um die Erlaubnis amtieren zu dürfen. Er schaute schelmisch auf und sagte: „So ohne weiteres, ohne ein Examen abgelegt zu haben?“ Resolut antwortete ich: „Euer Exzellenz mögen die Fragen stellen, wir werden antworten, und das Examen ist gemacht.“ Lächelnd gab er, um was wir baten.

Das war ganz der gleiche, schlagfertige, immer auf sofortige Erledigung der Geschäfte gehende Pater Rick, wie er in aller Erinnerung steht. Einige Jahre später begleitete er den gleichen Bischof auf einer Firmungsreise durch die deutschen Siedlungen. Als dem hochwürdigsten Herrn ein Junge mit dem Namen Willibrord vorgestellt wurde, bemerkte er halblaut: „Willibrord! Was für ein entsetzlicher deutscher Name!“ „Episcopus et confessor“, antwortete Pater Rick, und der Bischof schwieg.

Von Porto Alegre ging die Fahrt nach dem nur 30 Kilometer entfernten S. Leopoldo. Die Reise erfolgte auf dem Flußweg und dauerte über einen halben Tag; heute legt man die gleiche Strecke bequem in einer halben Stunde zurück. Auf dem Rio dos Sinos waren am 25. Juli 1824 die ersten 38 deutschen Einwanderer gekommen, die auf der kaiserlichen Farm auf beiden Seiten des Flusses angesiedelt worden waren. Tausende von Einwanderern folgten nach, vornehmlich aus dem Moselland, aus der Eifel und aus Baden; später kamen andere aus Westfalen, Pommern und Böhmen. Seit 1875 hatten sich die Italiener, meist aus dem Trentino und anderen Gegenden Norditaliens, auf dem Hochland angesiedelt und einen blühenden Kranz von Gemeinden gegründet. Die deutschen Kolonien waren um die Jahrhundertwende auf eine Strecke von mehr als 300 Kilometern Länge bei 50 bis 100 Kilometern Breite am Fuß des Hochlandes ausgeschwärmt und begannen eben den Sprung auf das nordwestliche Hochland, wo Pater Rick 20 Jahre später entscheidend in die Siedlungsgeschichte eingreifen sollte.

São Leopoldo — der Name enthält eine Ehrung der ersten Kaiserin von Brasilien, Leopoldine von Habsburg — war damals ein kleines Städtchen von weniger als 5.000 Einwohnern. Als Ausgangspunkt der deutschen Siedlung spielte es damals, wie teilweise heute noch, die Rolle eines wirtschaftlichen und geistigen Mittelpunktes. Die überwiegende deutschstämmige Bevölkerung unterhielt eine aus dem Handwerk herausgewachsene und sehr rührige Kleinindustrie,

sammelte die landwirtschaftlichen Erzeugnisse der Kolonie und versorgte das Siedlungsgebiet mit Waren aller Art. Seit 1872 besaßen die deutschen Franziskanerinnen aus Nonnenwerth eine Schule und ein Krankenhaus, die sich bei dem großen Zulauf von Berufen aus dem deutschen Siedlungsgebiet schnell zum Ausgangspunkt zahlreicher ähnlicher Anstalten im ganzen Staat entwickelten. Auch die deutschen Protestanten — ungefähr 54 % der deutschstämmigen Bevölkerung in Rio Grande do Sul — errichteten in São Leopoldo ihre kirchliche Verwaltung.

Aus den von Augustin Lipinski und Johannes Sedlack im Jahre 1851 gegründeten Pfarreien São José do Hortensio (Portugieserschneis) und Dois Irmãos (Baumschneis) mit rund 4000 Katholiken waren 25 Pfarreien mit 200 Filialkapellen und 40.000 Seelen geworden, unter denen 34 Jesuiten und 17 Weltpriester wirkten.

Pater Rick kam also als Lehrer in das damals auf dem Höhepunkt seines Wirkens stehende Gymnasium in S. Leopoldo. Ursprünglich als Lehrerseminar für die Kolonien gedacht, hatte es sich sehr bald der landessprachlichen Jugend geöffnet und einen Ruf erworben, der im Munde der heute noch lebenden Schüler wie eine ferne Sage klingt. In wochenlangen Ritten kamen die Söhne der reichen Fazendeiros (Herdenbesitzer) bis zu 600 Kilometer Entfernung aus allen Teilen des Staates bis hinauf nach Santa Catharina. In Porto Alegre und den Städtchen der Umgebung gehörte es zum guten Ton, daß die Jungen in São Leopoldo studierten. Der im Jahre 1939 verstorbene Arzt und Botaniker Dr. João Dutra, einer der ersten Schüler des Gymnasiums, sagte mir noch kurz vor seinem Tod: „Mein ganzes Anwesen würde ich den Jesuiten übermachen, wenn sie wieder eine Schule aufmachten wie das alte Ginasio Conceição.“

Pater Rick schreibt über seine erste Tätigkeit: „Die Zeit, als ich am Gymnasium Nossa Senhora da Conceição Mathematik und Naturgeschichte lehrte, war die Anstalt den Staatsgymnasien gleichgestellt, d. h. die Abiturienten konnten Universitäten besuchen. Der Lehrkurs dauerte 6 Jahre und war angefüllt mit einem ungeheuren Lernmaterial. Allein an Sprachen: Portugiesisch, Lateinisch, Griechisch, Französisch, Englisch und Deutsch wurde mehr Lehrstoff gefordert als auf den deutschen Gymnasien in 8 Jahren. Der ganze Betrieb war daher ungesund in jeder Richtung, körperlich und geistig. Im ganzen fand ich die jungen Leute sehr fleißig und auch intelligent, einzelne sogar frühreif. Natürlich konnte Gründlichkeit nicht erreicht werden. Mit Ausnahme der in Südamerika zum Leben gehörigen Revolutionen, die auch im Internatsbetrieb zeitweise ausbrachen, war das Betragen der Schüler ebenso gut wie an deutschen Gymnasien... Die deutsche Disziplin gefiel den Eltern, allerdings nicht immer den Buben.“

In Pater Rick's Nachlaß findet sich ein alter Zeitungsausschnitt, in dem ein Schüler der damaligen Zeit seinen Abschied als Abiturient des Gymnasiums beschreibt. Unter Nachahmung der harten Aussprache des Portugiesischen, die der Deutsche so schwer ablegt, erzählt er: „Als Letzten an der Türe traf ich Pater Rick. Er legte seine unglaublich großen Hände auf meine Schultern, bohrte seine gelbbraunen Augen in die meinen und fragte mich mit einer Stimme, die klang wie der Schlachtgesang der Germanen: „Nun, mein Sohn, was willst du denn werden?“ Ich antwortete zitternd, ich wolle Rechtswissenschaft studieren. „Du und Rechtswissenschaft!“ lachte Pater Rick, daß man es durch das ganze Haus hörte. „Geh, mein Sohn, geh! Aus dir wird niemals was Rechtes werden!“ Eingedenk meines völligen Versagens in der Mathematik merkte ich mir diese fürchterliche Prophezeiung, stand von der Rechtswissenschaft ab und ging unter die Literaten; mit welchem Erfolg, das mögen meine Leser entscheiden.

Schon im Jahre 1907 zeigten sich bei Pater Rick die ersten Anfänge jenes Nervenleidens, das ihn zeitweise völlig arbeitsunfähig machte und bis zu seinem Tode nie mehr ganz verließ. Obwohl ganz sicher irgendwie in seiner Erbanlage verankert, kam es damals aus dem Übereifer heraus zum Ausbruch, mit dem er sich neben der Schule und den Seelsorgsarbeiten der Pilzkunde widmete. Darüber sind mehrere Sagen im Umlauf. Man will ihn gesehen haben, wie er halbe Tage lang in der glühenden Sommersonne auf dem Bauch im Grase lag, um die Entfaltung der Pilze unter der Lupe zu beobachten.

Sei dem wie immer, von 1908 bis 1912 begleitete er den Bischof auf den Firmungsreisen und arbeitete in der Seelsorge auf dem Land. Als er 1912 wieder als Studien- und Generalpräfekt an das Gymnasium von S. Leopoldo zurückkehrte, hatten sich die Verhältnisse dort stark verändert. Die in Brasilien niemals ruhenden Bestrebungen der Regierung, die Schule als Staatsmonopol zu beherrschen, hatten 1910 zur Aufhebung der Gleichstellung mit den Staatsgymnasien geführt, so daß die Abiturienten ihr Examen vor einem staatlichen Ausschuß ablegen mußten. Damit war dem alten Ginasio Conceição die wesentlichste Daseinsbedingung genommen. Es wurde 1913 in ein Priesterseminar verwandelt, womit der segensreichste Teil seiner Geschichte begann. Bis 1938 waren aus ihm 285 Priester hervorgegangen, davon 154 aus der deutschstämmigen Kolonie. Nach der Übernahme des Seminars durch die Bischöfe anfangs 1956 kehrte das ehrwürdige Gebäude des Ginasio Conceição zu seinem ursprünglichen Zwecke zurück; es wurde zu Beginn des Jahres 1958 in eine philosophische Fakultät verwandelt, die mit den Jahren zu einer Universität ausgebaut werden soll.

Pater Rick hat an der segensreichen Entwicklung des Seminars insofern ein großes Verdienst, als er es war, der seine zweifelnden Oberen davon überzeugte,

daß die deutsche und italienische Kolonie Priesterberufe in Menge liefern würden, falls man sich nur besser darum kümmern würde. Die Geschichte hat ihm glänzend recht gegeben. Wenn heute Südbrasilien in ganz Lateinamerika an Priester- und Ordensberufen und seelsorglicher Betreuung den ersten Platz einnimmt, so ist das wesentlich dem Seminar in São Leopoldo zu verdanken.

Das Jahr 1914 führte Pater Rick als Generalpräfekt nach dem 1906 in Florianopolis, der Hauptstadt des Staates Santa Catharina, gegründeten Kolleg.. Bezeichnend für die alles beherrschende Persönlichkeit des Lehrers ist folgender Vorfall: Eines Morgens erschien der zeitweise stark unter Vergeßlichkeit leidende Pater in der Schule, wobei er den Talar rückwärts mit dem unteren Saum nach oben unter den Gürtel geklemmt hatte. Kein Junge muckte sich. Einer kam nach vorne und machte den Pater aufmerksam auf sein Versehen, und die Schule ging ruhig weiter. Ein auswärtiger Lehrer, in dessen Schule es drunter und drüber ging, sagte ihm eines Tages: „Ja, ihr Patres, ihr habt es leicht in der Schule; ihr habt den Talar und das Birett, und die allein schon genügen.“ „Ich mache ihnen einen Vorschlag“, antwortete Pater Rick. „Ich gebe ihnen meinen Talar und mein Birett und gebe meine eigenen Schulen in Badehosen, und dann werden wir sehen, wer mehr Ansehen hat.“ Pater Rick konnte sich manches leisten, das man mehr bestaunen als loben muß. Als er in Porto Alegre einmal durch die Straßen ging, rief ihm ein Ladenschwengel das Schimpfwort Urubú (Aasgeier) nach. Rick drehte sich auf dem Absatz herum, trat in die Ladentüre und rief mit seiner „an den Schlachtgesang der alten Germanen erinnernden“ Donnerstimme: „Macacos!“ (ihr Affen), worauf die ganze Besatzung Hals über Kopf in ein rückwärtiges Gebäude flüchtete.

In Florianopolis ging die Tätigkeit Pater Ricks als Mittelschullehrer zu Ende. Die Jahre 1915 bis 1928, da er als Seelsorger, Vereinsleiter und Siedlungsgründer die wichtigsten Werke seines Lebens schuf, gehören in die folgenden Kapitel.

Noch einmal kehrte Pater Rick nach São Leopoldo zurück, um in den Jahren 1929 bis 1934 Moralvorlesungen im Seminar zu geben. In seinem Lebensabriß steht an dieser Stelle mit Bleistift zwischen die Zeilen geschrieben: „Ein wahres Schachbrett; wer gewonnen hat, ist schwer zu sagen.“ Nun, ein mehr oder minder buntes Schachbrett war das Leben der meisten Jesuiten aus der alten Garde. Es herrschte eben immer Not am Mann, aber wer gewann, das war überall Pater Rick. Seine Vorlesungen zeichneten sich gewiß nicht durch hohe Spekulation aus, aber dafür waren sie um so reicher an Lebensweisheit und Seelsorgerfahrung. Noch vor kurzem stand in der brasilianischen Kleruszeitschrift zu lesen: „Was wir in unseren Seminaren brauchen, das sind Heilige wie Pater Johannes Reus, väterliche Obere wie Pater Ludwig Koch, und menschliche Gelehrte wie Pater Johannes Rick.“

Pater Rick war der universale Jesuit, so wie er dem heiligen Ignatius vorgeschwebt hatte. Vom Lehrstuhl der Moral führte ihn sein Weg in die Volksschule. In den Jahren 1934 und 1936 bereiste er den ganzen Staat Rio Grande do Sul als Aufseher und Katechismuslehrer in den Schulen der Eisenbahner. Ich erinnere mich an eine kurze Fahrt, die ich als Theologiestudent mit ihm machte. Wir sitzen am Bahnhof von São Leopoldo und warten auf den Zug. Pater Rick dreht sich eine der landesüblichen Zigarren, die er gerne rauchte, aber nie richtig zu machen gelernt hatte. Sein uralter Hut schimmert an den nicht abgewetzten Stellen in allen Farben des Regenbogens. Ein vornehmer Herr betritt den Wartesaal, sieht den Pater und rennt auf ihn zu: „Pater Rick, Sie hier! Warum sagen Sie mir nichts und warum kommen Sie mich nicht besuchen?“ Pater Rick steht auf, legt seine gewaltigen Hände auf die Schultern des Mannes, sucht dessen Gesicht mit seinen Augen ab und sagt: „Ah so, das ist ja der Carlos! Sag mal, Carlos, wie steht es mit deiner Mathematik? Und bist du überhaupt etwas geworden im Leben?“ Das sei er, dank der deutschen Erziehung im alten Ginasio Conceição, erwiderte der Mann freudestrahlend, er arbeite als Arzt draußen im Westen des Staates. „Gehst du auch noch in die Kirche, und wieviel Kinder?“ fragte Pater Rick. „Acht am Leben“, antwortete der Mann, „und wir haben noch Platz und Pläne für mehr.“ „So ist's recht“, sagt Pater Rick, „an dir habe ich mich wirklich getäuscht“. Während alle Welt im Wartesaal schweigt und zuhört, unterhalten sich Lehrer und Schüler über die heroischen Zeiten im alten Gymnasium, bis der abfahrende Zug sie trennt.

Nach einer Stunde kommen wir an die Haltestelle, wo er vor kurzem eine unbekannte Pflanze gesehen hatte, die ich sammeln sollte. Ich sehe ihn noch, wie er gebückt das niedrige Schulhäuschen betritt, wie die Kinder aufspringen und „Louvado seja Nosso Senhor Jesus Cristo“ (Gelobt sei Jesus Christus) rufen. Nach einer Stunde kam er, von der Lehrerin und von dem schwarzen, braunen und weißen Völkchen begleitet, heraus. Ob Pater Rick gelehrte Abhandlungen über die Pilze schrieb, ob er Versammlungen leitete, Siedlungen gründete, Moralvorlesungen gab oder den Kindern die allerelementarsten Wahrheiten des katholischen Glaubens beibrachte, war ihm völlig gleich. Mit einer Selbstsicherheit, die alles mit sich fortriß, meisterte er alle Züge auf dem bunten Schachbrett seines Lebens.

Zum letztenmal führte ihn der Lehrerberuf nach S. Leopoldo zurück, wo er in den Jahren 1939 und 1940 Vorlesungen hielt über Patrologie und Kirchengeschichte und die Predigtübungen der Seminaristen leitete. Als zweiundsiebzigjähriger Mann wurde er 1942 in das Knabenseminar von São Salvador versetzt, wo er noch einige Zeit Mathematikstunden gab, bis seine Gesundheit es nicht mehr erlaubte.

Ich selbst habe Pater Rick niemals als Lehrer gehabt. Er besaß in hohem Maße die Eigenschaften des Berufslehrers und Erziehers: Ein universales Wissen und eine spielende Beherrschung des Stoffes; einen klaren, von Humor und Geistesblitzen durchsprühten Vortrag; und eine tiefe menschliche Güte, die alle in ihren Bann zog. „Hätte ich in der Renaissancezeit gelebt und wäre ich nicht Jesuit geworden“, so sagte er mir einmal, „ich glaube, ich stände heute in der Geschichte wie Georg von Frundsberg oder ein italienischer Condottiere.“

3. Der Wissenschaftler

Im Nachlaß liegt ein portugiesisch geschriebenes Blatt, in dem Pater Rick berichtet, wie er zur Pilzkunde kam. „Im Jahre 1896 begann ich meine Pilzstudien in Feldkirch. Aus dieser Zeit stammt meine erste Arbeit unter dem Titel „Die Pilze Vorarlbergs“, die in der österreichischen botanischen Zeitschrift erschien.“

Diese ersten Schritte brachten den damals 27jährigen Frater Rick in Verbindung mit dem Münchener Mykologen Medizinalrat Dr. Heinrich Rehm und dem italienischen Geistlichen Girolamo Bresadola in Trient. Während des Studiums der Theologie in Valkenburg entstand der Austausch mit dem amerikanischen Pilzforscher C. G. Lloyd, der bis zu dessen Tod 30 Jahre andauern sollte.

Die Wahl Brasiliens als Arbeitsfeld entstand aus Rick's Vorliebe für die Pilzwissenschaft; er sagt darüber gleich am Anfang seiner Erinnerungen: „Durch meine Pilzstudien war ich schon in Europa mit der Pilzflora Brasiliens bekannt geworden. Um diese Studien weiterzuführen, meldete ich mich nach Ablauf meiner Theologiestudien für Brasilien und reiste 1902 über Berlin per Bahn nach Lissabon und von da in ein kleines portugiesisches Nest (Barro), wo ich in einem Jesuitenkloster die Landessprache studierte“.

Bevor Pater Rick seine wissenschaftlichen Pläne ausführte, wandte er sich um Bestätigung an seinen Provinzial P. Schäffer. Die Antwort hat sich als einer der wenigen Briefe erhalten, die sich im Nachlaß finden; sie enthält folgende Sätze: „Ich bin allerdings auch der Ansicht, daß Sie das einmal angefangene Studium nicht aufgeben sollen, sondern im Gegenteil (von Pater Rick unterstrichen) dasselbe eifrig fortsetzen sollen. Wenn eine Reise nach Berlin daher günstige Ausbeute verspricht an Belehrung, so wünsche ich, daß Sie dieselbe machen. München und Trient sind sowieso im Bereich der Reise . . . In Brasilien ist auf dem Gebiete vieles zu tun, und auch dort ruft man ja geradeso nach Fachleuten wie in Europa.“

Pater Rick widmet ein ganzes Kapitel seiner Lebenserinnerungen der Pilzforschung: „Ich war nach Brasilien gekommen, um als Naturforscher die Pilz-

flora zu studieren. Meine früheren Studien hatten mich auch mit den exotischen Gattungen in Berührung gebracht. Die Veröffentlichungen hierüber durch Rehm, Möller, Hennigs usw. lockten meine Naturneugierde.

So fing ich als Professor der Naturgeschichte von 1903 ab in S. Leopoldo an zu sammeln. Die wichtigste Literatur... sowie ein Mikroskop hatte ich mitgebracht. Nach ein paar Jahren intensivster Arbeit hatte ich zwar wenig gelernt, aber doch einige neue Gattungen und Arten entdeckt und beschrieben, aber auch erkannt, daß ich hier allein nicht vom Fleck kam. Meine Gesundheit — eine Riesenkraft — war gründlich verbraucht. Ich war zu einem Psychopathen geworden. Eigentliches Studium und Kollegiarbeit mußten aufgegeben werden. Da ich aber körperlich rüstig blieb, konnte ich immer noch sammeln, und anderen zum Studium zusenden. In Verbindung mit Rehm, Bresadola und hauptsächlich mit dem Amerikaner C. G. Lloyd kam ich, wenn auch erst nach langen Jahren, doch noch zur gewünschten Kenntnis des Gesammelten.“

Diese Worte kennzeichnen Ricks wissenschaftliche Arbeit. Von der Überfülle der subtropischen Pilzflora überwältigt, mußte er sich mit dem Los begnügen, das auch heute noch dem Naturforscher in Brasilien zugemessen wird: ein Bahnbrecher zu sein, der auf weite Strecken hin auf eigene Ausbeutung seiner Entdeckung verzichten muß. Da ich nicht voraussetzen kann, daß der Leser Verständnis für den rein wissenschaftlichen Teil der Pilzkunde hat, will ich lieber den Pilzforscher Rick von außen her gesehen schildern. Obwohl selbst kein Fachmann auf diesem Gebiet, habe ich über zwanzig Jahre mit Pater Rick zusammengearbeitet, und halte seinen wissenschaftlichen Nachlaß unter meiner Verwahrung.

Die Pilzforschung war die einzige Beschäftigung, die Pater Rick während der 43 Jahre in Brasilien niemals unterbrochen hat. Im Jahre 1917 — Rick litt damals unter schweren seelischen Depressionen — sahen wir kleine Seminaristen den geheimnisvollen Mann oft aus dem Walde kommen, einen alten Sack auf dem Rücken, aus dem halbfaule Holzstücke bis oben herausstanden. Der Pater studiere „Schwämme“, so hörten wir, und wir fanden uns in die unbegreifliche Tatsache, wieviel uns noch fehle, bis wir einmal so gelehrt wären wie Pater Rick.

Pater Rick war wegen seiner Vorliebe für die Pilze über den ganzen Staat Rio Grande do Sul bekannt. Ein Bauer erzählte mir, eines Tages sei sein Junge atemlos ins Haus gestürzt und habe berichtet, oben im Walde am Weg, da schleiche ein Bandit gebückt zwischen den Baumstämmen herum. Der Mann steckte den Revolver ins Halfter und ging behutsam näher. Wer aus dem Walde kam mit einem Bündel Pilze im Arm, war Pater Rick, der eben Volksmission in der Gemeinde gab.

Ein anderesmal ritt er mit einem Bauern als Begleiter durch den Wald. Plötzlich hielt der Pater an und fragte: „Hannes, kannst du klettern?“ „Das

habe ich noch nicht vergessen.“ „Dann zieh' mal die Stiefel aus und hol mir den Pilz da oben von dem Ast.“

Droben im Nordwesten des Staates zeigte mir ein Bauer einen halbverfaulten Baumstumpf in seiner Pflanzung. Den solle er stehen lassen, habe ihm Pater Rick gesagt, daran wachse ein ganz seltsamer Pilz, den wolle er noch einmal sammeln, wenn er wiederkomme. Pater Rick war damals schon drei Jahre tot.

Die Frau des Koloniedirektors von Porto Novo — eine von Pater Rick gegründete Siedlung, auf die ich noch zurückkommen werde — berichtet Folgendes. Eines Morgens, da Pater Rick abwesend war, säuberte sie sein Zimmer — Pater Rick's Zimmer war eine Sehenswürdigkeit. Rick kommt nachmittags zurück, klinkt die Türe auf und ruft die Hausfrau: „Ist das wirklich mein Zimmer?“ „Ja, ich habe es ausgefegt.“ „Wo hast du — es gab wenige Menschen, die er nicht mit Du anredete — „den Kehrriech hingeworfen?“ Die Frau bekam einen Schrecken und zeigte ihm die Stelle. Ohne ein Wort zu sagen, ging er hin, las seine kostbaren Pilze zusammen und trug sie ins Zimmer zurück.

Bis zum Jahre 1929 sandte Pater Rick alle seine Pilze an Fachleute in Europa und Amerika. So kommt es, daß die wichtigsten Belege seiner Entdeckungen sich heute in Berlin, Stockholm, Paris und London befinden. Ein Großteil ging an seinen amerikanischen Freund C. G. Lloyd und kam nach dessen Tod nach Beltsville in der Nähe von Washington. Sein Herbar, so pflegte er zu sagen, sei der Wald. Für Herbarleichen hatte er wenig übrig. Bei seinem unstillen Wanderleben blieb ihm auch keine Möglichkeit, eine säuberlich geordnete Sammlung anzulegen. Die Wälder in der Nähe der Kollegien von São Leopoldo, Parecí, São Salvador, um die Pfarrhäuser im deutschen Siedlungsgebiet und am oberen Uruguay sind durch seine Sammlung in die papierene Unsterblichkeit der Wissenschaft eingegangen. Vor einigen Jahren führte ich einen amerikanischen Professor von der Harvard University durch alle diese klassischen Fundstätten.

Während seiner Tätigkeit als Moralprofessor im Seminar von São Leopoldo begann Pater Rick, unterstützt durch jüngere Ordensmitbrüder, eine regelrechte Sammlung zusammenzustellen. Regelrecht ist hier im Rickschen Sinne zu verstehen, denn bei ihm gab es nur ein Ordnungsprinzip, und das war die Zeit. Holte man bei ihm ein Buch zurück, dann fragte er: „Um welche Zeit haben Sie mir das Buch gebracht?“ „Vor etwa zwei Monaten.“ „Dann schauen Sie dort bei dem Stoß in der Ecke etwa zwei Fuß vom Boden nach, dort muß es stecken.“ Gewöhnlich stimmte es bis auf wenige Zentimeter.

So kam es, daß ich die Sammlung Rick zwei Jahre vor seinem Tode in einem Ordnungszustand erhielt, der mir Grauen verursachte. In einem guten Hundert Blechdosen, so wie sie hierzulande zum Versand gemahlener Kaffees

verwendet werden, steckten rund zehntausend Nummern Pilze. Eingepackt waren sie in alle erdenklichen Arten von Papier. Zeitungsstücke, die über ein halbes Jahrhundert gehen, bildeten die größte Menge. Daneben gab es Tauf-formulare, alte Rechnungen, Briefe der mannigfachsten Herkunft, säuberlich geschriebene Schülerarbeiten aus dem Seminar und manches mehr.

Ein halbes Jahr meines Lebens habe ich darangehängt, um die Sammlung in herbarmäßigen Zustand zu bringen und die Verzeichnisse anzufertigen. Als dann alles fertig war, und ich die säuberlich in gleichgroße Papiersäcke untergebrachten und in insektensicheren Schränken verschlossene Sammlung Pater Rick zeigte, lachte er und sagte: „Mein Sohn, es ist Zeit, daß ich abhaue; da finde ich mich nicht mehr zurecht.“

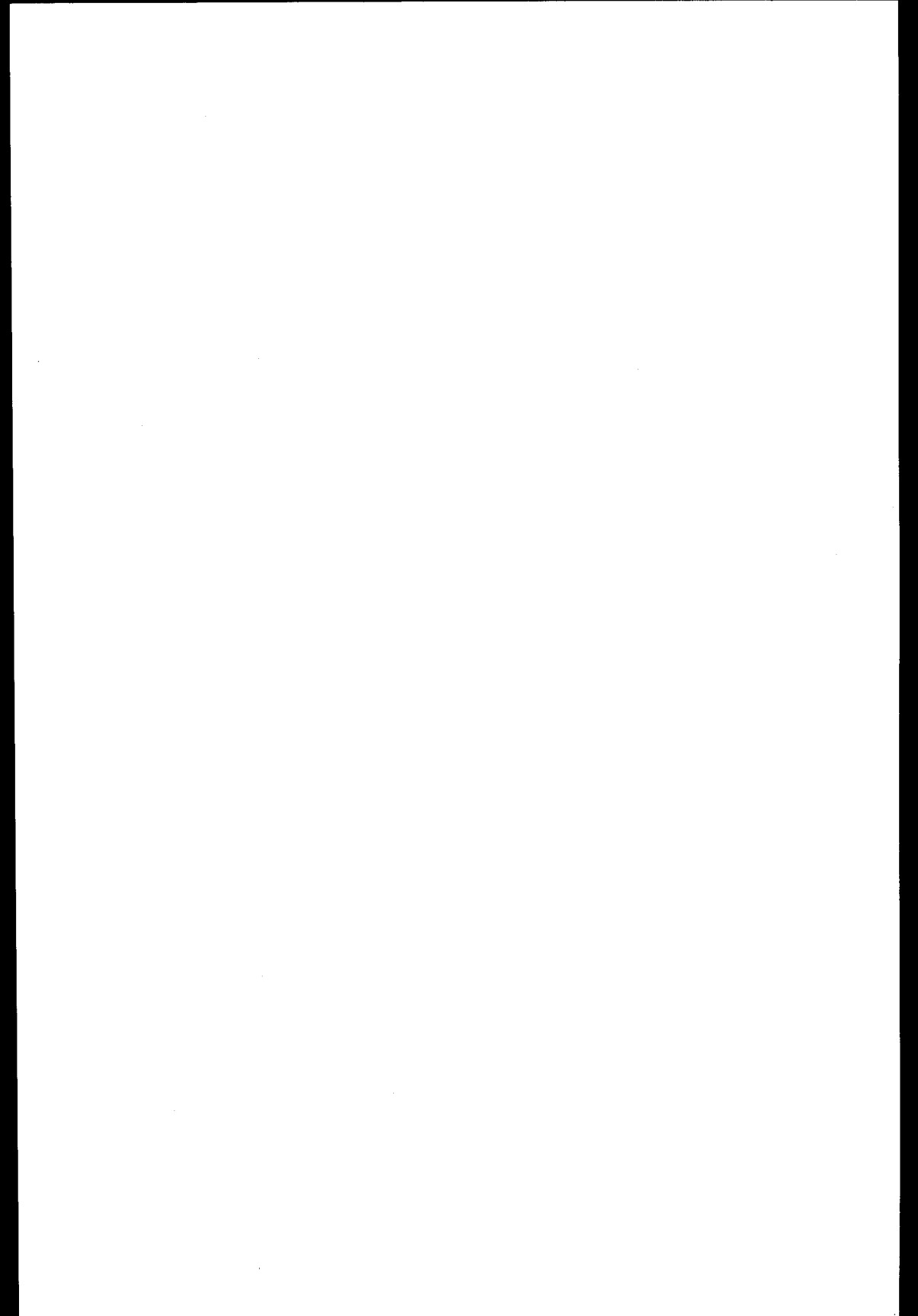
Pater Rick hatte nicht das geringste übrig für das, was der Alltagspedant Ordnung nennt. In seinen letzten Jahren kam er alle paar Monate für eine oder zwei Wochen nach Porto Alegre, um mir die neuen Eingänge für das Herbar abzuliefern und seine Manuskripte auf der Maschine schreiben zu lassen. Ich stellte ihm immer mehrere lange Tische zurecht und rückte sie möglichst weit von meinem eigenen Arbeitstisch weg. Aber schon am ersten Tag waren seine Tische mit Pilzen und Büchern besetzt, und am zweiten begann die Invasion auf meinem. War auch dort kein Platz mehr, dann ging es fröhlich auf dem Fußboden weiter, bis auf einen Raum von 100 Quadratmetern kein freies Fleckchen übrigblieb. Das Wunderbare war, daß er das ganze Durcheinander mit einem einzigen Blick beherrschte; brauchte er irgendeinen Pilz, dann zeigte er, oft ohne aufzuschauen, hin, wo er lag.

Ebensowenig Sinn hatte er für die archivarische Aufbewahrung von allen nicht unmittelbar wesentlichen Schriftstücken; was an Briefen noch übrig ist, verdankt, außer den Bestimmungslisten seiner Pilze, nur dem Zufall sein Dasein. Die äußere Form seiner handschriftlichen Arbeiten — Maschinenschreiben hat er nie gelernt — war wie auf seinem Zeugnis von der Dornbirner Realschule „wenig empfehlenswert“. In den letzten Jahren zerbrachen ihm die Federn unter der Faust, weshalb er nur mehr mit dem Bleistift schrieb.

Pater Rick hat im Zeitraum von 46 Jahren (1898—1946) 71 Arbeiten über die Systematik der höheren Pilze veröffentlicht, die 1226 Seiten und 47 Bildtafeln enthalten. Die ersten Artikel erschienen in der österreichischen botanischen Zeitschrift in den Jahren 1898—1902 (Die Pilze Vorarlbergs, 1—5). Nach seiner Ankunft in Brasilien schrieb er eine Reihe von Beiträgen für die *Annales Mycologici* (1904—1911). Von da an ging der Großteil seiner Arbeiten an die Zeitschrift der portugiesischen Jesuiten „*Broteria*“. Eine Anzahl erschien auch in der Zeitschrift der Technischen Hochschule in Porto Alegre. Seine letzten und wichtigsten Zusammenfassungen über die südbrasilianischen Blätterpilze finden sich von 1917 an in der in Tucumán, Argentinien, herauskommenden bota-



Johannes Rick S.J.



nischen Zeitschrift „Lilloa“. Die Sprache der wissenschaftlichen Artikel ist überwiegend Latein; Deutsch oder Portugiesisch spielen meist nur die Rolle des verbindenden Textes. Pater Rick kannte auch die englische Sprache genügend, hat sie aber nur in Briefen benutzt.

In den letzten fünf Jahren seines Lebens arbeitete er an einer allgemeinen Zusammenfassung seiner gesamten Forschungen und Schriften. Eine Riesenarbeit war es für mich, die Stöße von losen Zetteln, zu denen immer wieder Verbesserungen und neue Eingänge kamen, zu ordnen und ins Reine zu schreiben. Das heute in 593 Folioseiten vorliegende Manuskript ist ganz oder teilweise viermal von mir geschrieben worden. Es umfaßt aber nur einen Teil der höheren Pilze, nämlich die Basidiomycetes Eubasidii; die fast ebenso zahlreichen Ascomycetes konnte Rick nicht mehr bearbeiten.

In diesem Manuskript beschreibt Pater Rick 2160 Arten und Varietäten in 225 Gattungen und 25 Familien; darunter befinden sich 23 Gattungen, 633 Arten und 145 Varietäten, die von ihm als neu beschrieben und benannt worden sind.

Habent sua fata libelli. Bis heute konnte ich das Manuskript nirgends unterbringen. Vielleicht ist das auch so besser. Pater Rick war ein Pionier der Pilzkunde in Südamerika, wie es bis heute keinen zweiten gegeben hat; aber er arbeitete unter den schwersten Behinderungen wie Mangel an Schrifttum und Vergleichsmaterial, wodurch das an sich schon schwierigste Gebiet der ganzen systematischen Botanik nicht bewältigt werden kann. Dazu kommt, daß Rick bis zum Ende ganz auf dem Boden der alten klassischen Pilzkunde stand, wie sie in ihren Grundzügen schon vor hundert Jahren gehandhabt wurde. Die Entwicklung der heutigen Zeit, die die Pilzkunde immer mehr in das Gebiet der feineren Mikroskopie verlegt, konnte er nicht mitmachen.

Ich habe deshalb einen Mittelweg eingeschlagen, der unter voller Würdigung der Rickschen Forschungsarbeit den neuzeitlichen Anforderungen genügt. Verschiedene Gebiete, so der weite Bereich der Blätterpilze, ist von einem amerikanischen Mykologen der Harvard University in der Sammlung eingesehen und mit Bezug auf Rick's Veröffentlichungen und Manuskripte herausgegeben worden. Für eine andere wichtige Familie, die Thelephoraceen, liegt eine Anforderung im gleichen Sinne von einem französischen Fachmann vor.

Soweit es sich heute noch feststellen läßt, stand Pater Rick in Verbindung mit 36 Fachgenossen und wissenschaftlichen Instituten, die nahezu alle Mykologen von Namen während seiner Zeit umfassen; sein Briefwechsel erstreckte sich bis Indien, China und Japan. Hunderte von Sonderdrucken und Büchern kamen auf diese Weise zusammen. Sein amerikanischer Freund C. G. Lloyd versorgte ihn freigebig mit dem Neuesten aus der Pilzkunde in den Vereinigten Staaten. Es kam diesem Mann, der von Haus aus ein reicher Apotheker war,

garnicht darauf an, wegen eines Dutzends neuer Pilze von Pater Rick eine Reise nach Europa zu machen, um sie mit den dortigen Sammlungen zu vergleichen. Von ihm schreibt Rick in seinen Erinnerungen: „Da er Geld hatte, besuchte er alle Museen der Welt, aber nicht flüchtig, sondern für langen Aufenthalt, und erhielt so eine genaue Kenntnis der Originalexemplare. Da er Tausende von Sendungen aus aller Welt erhielt, war er schließlich fähig, klare Erkenntnis in das Chaos der Pilzsystematik zu bringen. Er war ein echter Amerikaner, großzügig und organisatorisch auch in der Erforschung der Natur, grob, wahrheitsgetreu, ehrlich auch den eigenen Fehlern gegenüber. Die Forscher hielt er hoch, so die alten Fries, Persoon, Montagne, Tulasne, und von den neuen zumal Bresadola; die oberflächlichen geißelt er mit beißendem Spott, doch nie ohne die entsprechenden Beweise. Obwohl Protestant brandmarkte er den Mißbrauch, die mit der Bescheidenheit eines katholischen Priesters getrieben wurde.“

Dieser katholische Priester war der italienische Geistliche Girolamo Bresadola in Trient. Von ihm sagt Rick: „Er war zu seiner Zeit der kenntnisreichste Mykologe der Welt. Von ihm holten sich fast alle Pilzforscher ihre Aufschlüsse. Einige aber gaben ihr erborgtes Wissen als eigenes aus. Bresadola kümmerte sich nicht darum. Aber Lloyd goß die Schale seines Spottes aus über derartige zinslose Anleihen geistiger Güter.“

Auch ich verdanke meine mykologische Ausbildung fast ganz Bresadola. Es ist nebenbei auch eine Illustration zum Satz von der Rückständigkeit des katholischen Klerus, daß ein einfacher Kaplan zum Orakel wurde für die ganze Pilzforschung. Unter den Zusendern von Pilzen an Lloyd figuriert übrigens eine ganze Reihe von katholischen Geistlichen.“

Die Briefe von Lloyd und Bresadola hat Pater Rick gegen seine sonstige Gewohnheit anscheinend alle aufbewahrt. Während Lloyd schon um die Jahrhundertwende nur mit der Maschine schreibt, sind Bresadola's winzige Blättchen alle handschriftlich in italienischer oder deutscher Sprache.

Lloyd war es auch, der in seiner Zeitschrift „Mycological Notes“ vom Februar 1918 ein Bild und eine kurze Würdigung Pater Rick's brachte. Sie ist in französischer Sprache abgefaßt von dem heute noch in Nordwestbrasilien lebenden Jesuiten Camille Torrend. Er berichtet darin, wie er als Theologiestudent in Portugal gelegentlich Pilze sammelte und sie Pater Rick nach Valkenburg schickte, da er von ihm über einen amerikanischen Jesuiten gehört hatte; er habe aber gleich bemerkt, er gedenke sich dieser schwierigen Wissenschaft nicht weiter zu widmen. Die sofortige Antwort Pater Ricks habe ihn aber dermaßen begeistert, daß er diesem Fach sein Leben lang treugeblieben sei. Zum Schluß schreibt Torrend: „Wir wollen hinzufügen — und das ist in diesen Tagen des Hasses und des völkermordenden Krieges nicht überflüssig — daß

dieses Lob eines echten Deutschen geschrieben ist von einem nicht minder echten Franzosen. Glücklicherweise hat die Wissenschaft kein beschränktes Vaterland“.

Gelegentlich unterlief auch in der trockenen Pilzwissenschaft ein guter Witz, und für einen guten Witz war Pater Rick sein Leben lang dankbar. Ziemlich am Anfang seiner Tätigkeit in São Leopoldo fand er eines Tages im dunklen Urwald ein seltsames Gebilde — er konnte gleich einen ganzen Sack voll Exemplare sammeln — das zwar völlig einem Pilze glich, aber alle Kategorien des Systems sprengte. Wie immer, schickte er seinen Fund an einen amerikanischen Mykologen von Weltruf (nicht Lloyd, denn dem wäre ein solcher Schnitzer nie vorgekommen). Postwendend kommt die Antwort: Neue Gattung und neue Art, Familie vorläufig noch nicht klar; Name: *Durosaccum brunneum*. Rick steckte die kostbare Neuheit in seine Sammlung und ging im nächsten Frühjahr an die gleiche Stelle, um sie wieder zu sammeln. Tatsächlich war die ganze Fläche wieder mit den herrlichen braunroten Pilzkörpern besetzt. Zuhause merkt Rick auf einmal, daß an den morchelähnlichen Köpfchen kleine Blüten saßen, richtige Blüten mit allem was dazu gehört. Er rennt zu seinem Freund Dr. Dutra, der die 40 Bände der Flora Brasiliens von Martius besaß, wälzt einen halben Tag darin und findet seinen „Pilz“ aufs beste beschrieben und abgebildet unter dem Namen *Helosis brasiliensis* aus der Familie der Balanophoraceen, schmarotzend auf den Wurzeln einer einheimischen Pfefferart. In seinem nächsten Briefe macht er den Amerikaner behutsam auf das Versehen aufmerksam, aber der Mann hüllte sich bis zu seinem Tode in schamhaftes Schweigen. *Durosaccum brunneum* liegt heute noch unter Nr. 13080 in der Sammlung.

Staunenswert ist, daß Pater Rick diese gewaltige Arbeit leistete, ohne je nennenswerte Mittel zur Verfügung zu haben. Sein einfaches Mikroskop und die grundlegenden Werke über die Pilze hatte ihm Pater Provinzial Schäffer nach Brasilien mitgegeben. Fast alle übrigen Bücher und Schriften erhielt er im Austausch mit seinen Fachgenossen. Nur Lloyd zahlte ihm gut und pünktlich für das eingesandte Material. Für seine Veröffentlichungen hat er nie etwas erhalten. Als ihm gegen Ende seines Lebens das Ackerbauministerium eine Sammlung von 3000 Dubletten abkaufte, kam es ihm nicht in den Sinn, das schöne Geld für die Verbesserung seiner Arbeit zu verwenden.

Das größte Leid seines wissenschaftlichen Lebens war der frühe Tod seines Fachkollegen P. Ferdinand Theißen SJ. Am 27. Juli 1877 in Krefeld geboren, kam Theißen 1902 nach S. Leopoldo, wo er bis 1908 als Scholastiker am Gymnasium lehrte. Durch Rick in die Mykologie eingeführt, überflügelte der reichbegabte Mann bald seinen Lehrer. Nach der Theologie in Valkenburg ging er zur weiteren Ausbildung in der Botanik nach Innsbruck und Wien. Durch den Weltkrieg zurückgehalten, arbeitete er von 1914—1919 als Lehrer in der Stella

Matutina. Wenige Tage vor seiner Rückreise nach Brasilien, da sein Gepäck schon versandt war — ich habe heute noch den größten Teil seiner Bücher in meiner Bibliothek — stürzte er in den Bergen ab und wurde erst vier Tage später gefunden. Theißen war Rick in fachlicher Ausbildung und genauer Arbeit weit überlegen. Unter seinen 52 mykologischen Arbeiten mit 1700 Seiten findet sich eine Reihe von grundlegender Bedeutung für die Systematik der Ascomyceten. Wäre den beiden die Zusammenarbeit vergönnt gewesen, sie hätten für die brasilianische Pilzkunde ein Werk schaffen können, wie es der Bayer Karl Philipp von Martius für die Blütenpflanzen geschrieben hat.

Pater Rick pflegte zu sagen: „Was Theißen und ich für die Pilzkunde in Brasilien getan haben, das wird erst die ferne Zukunft anerkennen, wenn das brasilianische Volk sich besser auf seine Kulturpflichten besinnt. Meine Sammlung soll jedem offenstehen, der ernsthaft arbeiten will; und wenn auch von meinen neuen Arten und Gattungen nicht viel vor der Kritik besteht, eines können sie mir nicht nehmen: Ich habe ehrlich gearbeitet.“

Daß er diese Kritik nicht allzusehr zu fürchten braucht, das beweist eine während der Niederschrift dieses Lebensabrisses aus dem Herbarium von Kew bei London zurückerhaltene Sendung von 20 Arten aus der Rick'schen Sammlung: alle Bestimmungen wurden bestätigt.

Rick hatte gewiß den Weg zur weltweiten Wissenschaft gefunden und fand ungeteilte Anerkennung bei Christen und Juden und Heiden; damit ist aber sein Einfluß auf die Wissenschaft noch längst nicht erschöpft. Seine alle in ihren Bann zwingende Persönlichkeit hatte zur Folge, daß sich manche junge Leute für die botanische Wissenschaft begeisterten. Das war in den dreißiger Jahren so stark, daß der Provinzial der mit ständigem Leutemangel kämpfenden jungen Provinz verzweifelt sagte: „Wo soll ich die Professoren für die Philosophie und die heilige Theologie hernehmen? Alle wollen wie Pater Rick Botaniker werden, um fröhlich im Walde herumlaufen zu können.“

Nun, die Zeit hat die Begeisterung gesichtet, und die Provinz hat ihre notwendigsten Professoren erhalten. Pater Rick ist sogar ohne Nachfolger in seinem engeren Fach gestorben. Aber der Sinn für die naturwissenschaftlichen Fächer, vor allem die systematische Bestandsaufnahme der südbrasilianischen Flora ist geblieben und trägt reiche Früchte. Es ergibt sich sogar das für Brasilien unerhörte Schauspiel, daß ein Bischof einen Weltgeistlichen, Schüler des Pater Rick, ganz für die Wissenschaft freigestellt hat, mit einem botanischen Institut und der besten botanischen Zeitschrift in Brasilien.

Wenn einmal die Geschichte der südbrasilianischen Ordensprovinz geschrieben wird, dann wird als Erwecker des naturwissenschaftlichen Strebens dastehen der Pilzforscher Johannes Rick.

4. Der Seelsorger

Auf dem bunten Schachbrett, wie Pater Rick seinen Lebenslauf nennt, nimmt die eigentliche Pfarrseelsorge, wie sie damals auf den deutschen Siedlungen überwiegend von Jesuiten ausgeübt wurde, einen geringen Raum ein. In den Jahren 1915 und 1916 war er Gehilfe in der großen und blühenden Pfarrei Santa Cruz; 1920 und 1921 wirkte er als Pfarrer in Arroio do Meio, im reichen Tal des Taquary-Flusses gelegen; 1926 bis 1928 half er wieder in Santa Cruz aus und kam schließlich für kurze Zeit nach Pfarrei Bom Principio, im Volksmunde Winterschneis genannt. Der unmittelbaren Seelsorge dienten auch die von 1907 bis 1912 in Begleitung des Bischofs ausgeführten Firmungsreisen, sowie die Volksmissionen in den Jahren 1916 und 1917.

Es ist unmöglich, für Leser, die mit den südbrasilianischen Verhältnissen nicht vertraut sind, ein geschlossenes Bild dieser Tätigkeit zu geben, ohne dieses Lebensbild zu einem Buch anwachsen zu lassen; ich will mich daher mit Einzelbildern begnügen, die den Seelsorger Johannes Rick in seiner Eigenart zeichnen.

Die erste Berührung mit der deutschstämmigen Kolonie erlebte Pater Rick auf den Firmungsreisen, die ihn über den größten Teil des Staates führten. Es war damals stehender Brauch, daß die Lehrer des Gymnasiums in S. Leopoldo in den Ferien seelsorglich auf dem Lande aushalfen, wie ja überhaupt der Schwerpunkt der alten Mission in den Kolonien lag, zu deren Betreuung sie gegründet worden war.

Wie sich diese Bischofsbesuche abspielten, habe ich schon in der Einleitung teilweise geschildert. Unvergeßliche Erinnerungen aus der Kindheit steigen vor mir auf, wenn ich an diese Zeiten zurückdenke: Aus den dunklen Pforten des Urwalds kommt ein Reiterzug, Hunderte von Reitern mit fliegenden Fahnen und Wimpeln, vorbei an grünen Maispflanzungen und wogenden Feldern mit blühendem Klee. Vorne reiten der Pfarrer und sein Gehilfe, die Priester der Nachbarpfarre, die Begleiter des Bischofs, und mitten zwischen ihnen auf dem besten Pferd der Gemeinde der Bischof selbst. Wie er reiten kann, der unteretzte braune Mann, dessen Väter die endlosen Weideflächen des Südwestens erobert haben! Und die Reiterscharen entlang, bald rechts, bald links, hier winkend, dort befehlend, einem dritten einen freundlichen Gruß zurufend, tummelt ein Geistlicher sein Roß, den alle kennen: das ist Pater Rick.

Vom Turm erschallen die Glocken, die Donnerstimme der Böller widerhallt von Tal zu Tal rollend am Felsenkranz der Berge. Der Bischof ist da, steigt mit dem leichten Schwung des gewohnten Reiters von seinem Pferd, bekleidet sich mit den kirchlichen Gewändern und zieht mitten durch das Volk in die Kirche ein. Die ersten Bischöfe von Porto Alegre, Dom Feliciano José Rodrigues Prates, Dom Sebastião Dias Larangeira, Dom Antonio José Pimenta, Dom

Claudio Gonçalves Ponce de Leão, und wie sie alle mit ihren klangvollen brasilianischen Namen hießen, verstanden kein Wort von der Sprache des deutschstämmigen Landvolkes, und dieses verstand wenig von der ihrigen, aber das störte die Feier nicht im geringsten; Pater Rick ist ja dabei, der ordnet den Zug, befiehlt in der Kirche und predigt dem Volk in seiner Sprache.

Es mag auf diesen Fahrten gewesen sein, daß der Lehrer und Naturwissenschaftler zum erstenmal die gewaltigen Werte an Religion, Sittlichkeit und Kulturfähigkeit ahnte, die in diesem einfachen Bauernvolke stecken. Diese Erkenntnis bewog ihn wenige Jahre später, für die Verwandlung des nicht mehr lebensfähigen Gymnasiums in ein großes Priesterseminar einzutreten, und in den Zwanzigerjahren seine Tätigkeit als Vereinsleiter und Siedlungsgründer aufzubauen.

Damals lernte Pater Rick auch den durch und durch eigengewachsenen Stamm der Koloniefarrer aus der Gesellschaft Jesu kennen. Viele von ihnen waren als Weltgeistliche in den Orden eingetreten und nach kurzer Ausbildung nach Brasilien geschickt worden. Da gab es einen, der nach siebenstündigem Ritt die ganze Nacht hindurch um einen Sterbenden zu versehen morgens vor einem geschwellenen Flusse stand. Nur einen halsbrecherischen Felsenpfad hinter einem senkrechten Wasserfall gab es auf die andere Seite. Von einigen Männern begleitet, kroch der Pater durch die Höhle, nahm ein frisches Pferd und erreichte den Kranken noch am Leben. Drei Patres aus der alten Garde haben ihr Leben durch Ertrinken verloren.

Da gab es einen anderen, der spät am Abend bei seinem nächsten Mitbruder vorreitet und schlafend aus dem Sattel sinkt. Eine ganze Woche lang hatten nächtliche Krankenrufe ihn nicht zur Ruhe kommen lassen. Da gab es einen dritten, der durch alle Siedlungen bestbekannte Pater Theodor Amstad aus dem Kanton Luzern, der auf seiner weißen Mule — Gottes Wort Schwarz auf Weiß, pflegte er sich vorzustellen — eine Strecke geritten ist, die man viereinhalbmal um den Erdgleicher legen könnte.

Gewaltige Originale gab es unter diesen Musterreitern Gottes, wie der Schweizer Fintan Bärlocher, der erzählte, früher habe es in der deutschen Provinz geheißt: Die Dummsten nach Chile, die Dummen nach Brasilien; er habe aber noch keinen Gescheitern angetroffen als sich selber. Damals war es auch, daß Pater Rick sich über einen geizigen Pfarrer ärgerte, der tagaus, tagein immer nur Erdnüsse als Nachtmahl auftragen ließ. „Sagen Sie mal“, fragte er ihn harmlos, „was kostet hier eigentlich der Sack Erdnüsse?“ „Meiner ist geschenkt“, antwortet der Pfarrer, „im Handel kostet er fünf Milreis“. „Hier sind fünf Milreis“, sagte Pater Rick, „und her mit dem Sack!“

Für die aus ganz anderen Verhältnissen stammenden brasilianischen Bischöfe — im kolonialen und kaiserlichen Brasilien war ja das praktische kirchliche

Leben tief gesunken — mochten diese Verhältnisse auf der deutschen Kolonie fremdartig und zuweilen unbegreiflich erscheinen. Ob sie wohl ahnten, daß aus diesem Volk und der damals schon gut entwickelten italienischen Kolonie einmal die religiöse Erneuerung Südbrasiiliens kommen werde? Heute gibt es in Rio Grande do Sul sieben Bistümer, deren Oberhirten alle durch das Seminar von S. Leopoldo gegangen sind, einen ausreichenden Welt- und Ordensklerus, ebenfalls zu drei Vierteln aus dieser Bildungsanstalt, Dutzende von Mittelschulen der Maristen und Christlichen Schulbrüder und über 2000 Ordensfrauen. Das ist der Segen, der aus den Pfaden der Reiter Gottes emporgeblüht ist. Manche gab es darunter, die in zwei Sprachen, Deutsch und Portugiesisch, predigen mußten; andere lernten in ihren alten Tagen noch Italienisch, um dem zu Anfang recht verlassenem Landvolk an den Grenzen ihrer deutschen Gemeinden helfen zu können. Einer war darunter, der bayerische Freiherr Josef von Laßberg, den sein bei den Hafenarbeitern von Liverpool gelerntes Polnisch zum wandernden Seelsorger der weit verstreuten Siedlungen machte. Niemand sah es dem Manne an, daß er römischer Doktor des Kirchenrechtes war. Sein Bruder Max, der Gründer katholischer Siedlungen im Nordwesten des Staates und im benachbarten Argentinien, fügte noch Spanisch hinzu und konnte sich selbst in der Sprache der Guarany-Indianer behelfen.

Die regelmäßige Seelsorge wurde alle zehn Jahre durch eine Volksmission verstärkt. Stehende Missionsabteilungen gab es damals noch nicht. Pater Franz Xaver Hefel, Vorarlberger wie P. Rick, Pater Max von Laßberg und Pater Rick bestritten jahrelang die ungeheure Arbeitslast, die eine solche Mission mit sich bringt. Da beide hauptamtlich anderswie beschäftigt waren, mußten die Sommerferien abgewartet werden, um Ersatz aus dem Kolleg oder Seminar zu erhalten.

Südbrasilien ist zwar kein tropisches Land; aber in den Monaten Januar bis März steht das Thermometer oft wochenlang über dreißig Grad, und die Nächte bringen wenig Kühlung.

Pater Rick kommt in seinen Aufzeichnungen nicht auf die Volksmissionen zu sprechen; ich will deshalb aus eigener Erfahrung kurz schildern, wie es dabei auf den deutschen Siedlungen zugeht.

Morgens kommt das ganze Volk, soweit es nur irgendwie geht, zur heiligen Messe. Das bedeutet ein großes Opfer, denn der Sommer ist angefüllt mit den drängendsten Feldarbeiten, und manche haben fünf oder mehr Kilometer bis zur Kirche. Die Messe schließt ab mit der ersten Predigt, die selten unter drei Viertelstunden dauert. Nach kurzer Pause folgt dann die zweite Predigt, nach der die Leute heimgehen. Nachmittags folgt der Standesunterricht.

Das hört sich einfach an und wäre es auch, lägen nicht vor, zwischen und nach den Predigten die vielen Einzelfälle. Da sind Feindschaften zu schlichten,

Rechtsfälle zu klären, Widerspenstige heranzuholen und alles menschliche Elend geduldig anzuhören, das das Volk vertrauensvoll zum Priester bringt. Die Beichten nehmen den größten Teil der übrigen Zeit weg, und am späten Abend kommen die Nachbarn aus keinem anderen Grund, als um sich mit dem Pater zu unterhalten. Nach einer Woche ist man völlig ausgepumpt, und wenn sich mehrere solcher Missionen aneinanderschließen, dann hält auch die stärkste Kraft nicht mehr vor.

Am Ende einer solchen Mission war es auch, daß Pater Rick mit seinen Nerven völlig zusammenbrach. Die Anfänge dieses Zustandes, an dem er zeitweise bis an sein Lebensende zu leiden hatte, gehen in das Jahr 1907 zurück. In seinen Erinnerungen beschreibt er sie wie folgt: „Unterdessen hatte ich meine Gesundheit gründlich ruiniert. Angstanfälle, fixe Ideen, Zwangsideen, Gemütsdepression, Augenschwäche, kurz, das ganze Elend einer ausgesprochenen Neurasthenie zeigte sich. In diesem Zustand hielt ich zwei Jahre aus, mußte aber dann einsehen, daß ein Schuldienst mit wissenschaftlicher Tätigkeit nicht mehr möglich war. Eine gründliche Erholung in Europa von ein bis zwei Jahren hätte die rüstige alte Kraft wieder gebracht, kam aber nicht zustande. So wurde ich für die Seelsorge in den deutschen Kolonien von Rio Grande do Sul abkommandiert.“

Was sich zehn Jahre in erträglichen Grenzen gehalten hatte, brach anfangs 1917 mit einer Heftigkeit aus, die glücklicherweise später nie mehr erreicht wurde. In seinem Lebensabriß steht bei den Jahren 1917 bis 1919 die lakonische Bemerkung: „Verrückt; ganz, 14 Tage, halb, länger.“ Sein Zustand machte die Überführung in eine Heilanstalt notwendig, verlor aber sehr bald an Heftigkeit, sodaß er wieder zu seinen Mitbrüdern zurückkehren konnte. Er verbrachte die beiden Jahre in Parecí Novo, wo ich damals im Knabenseminar studierte.

Mit seiner „Verrücktheit“ stand es aber längst nicht so schlimm, wie seine Aufzeichnungen glauben machen könnten. Wir Jungen sahen den schweigsamen Mann alle Tage mit einer mächtigen Last Pilze aus dem Wald kommen und in seinem unergründlichen Zimmer verschwinden. Er konnte während der ganzen Zeit die heilige Messe lesen, was er allerdings in erstaunlich kurzer Zeit zustande brachte. Vom Brevier blieb er auch später noch lange Jahre befreit. Das viele Blättern darin brachte ihn außer dem Geleise. „Wenn er Papst wäre“, sagte er noch zwanzig Jahre später, „würde er das Offizium säuberlich und lückenlos hintereinander als eine Tageszeitung erscheinen lassen.“

Pater Rick machte aus seiner „Verrücktheit“ nie einen Hehl. Mit Ausnahme des Anfalles von 1917 stand er seelisch über seinem Nervenelend und hatte sich mit der ihm eigenen gelassenen Überlegenheit damit abgefunden. Außer den letzten Jahren seines Lebens konnte er nie wieder so ausschließlich der Pilzwissenschaft leben wie in der Zeit seiner Krankheit. Den sechsseitigen ärztlichen

Befund vom 9. Juni 1917 hat er sorgfältig aufbewahrt und, nach den abgegriffenen Blättern zu schließen, oft gelesen. Er schlug sogar Kapital aus seinem Leiden. „Mir kann niemand etwas anhaben“, so sagte er öfters, „ich habe die ärztliche Bestätigung, daß ich verrückt bin. Ich bin Gottes Hofnarr, und des Hofnarren Dienst ist es, den Königen die Wahrheit zu sagen.“ Manche seiner kurzen Briefe schlugen in Rom wie eine Bombe ein und brachten ihn in den Ruf eines „gefährlichen“ Menschen. Dabei war er einer der gehorsamsten Jesuiten, die ich je kennengelernt habe, und weit frömmere, als er es selbst wahrhaben wollte.

Nach zwei Jahren hatte sich sein Gesundheitszustand so gründlich gebessert, daß er zum Pfarrer von Arroio do Meio ernannt werden konnte. Diese Gemeinde liegt am Mittellauf des Taquary-Flusses, etwa 200 Kilometer nördlich von Porto Alegre. Sie war damals eine rein deutschstämmige Bauernsiedlung, aber stark mit Protestanten gemischt.

Pater Rick schreibt über seine dortige Tätigkeit: „In Arroio do Meio, das lieblich zwischen palmenbestandenen Kolonien im Flachland des Taquary ein Stilleben führt, war ich als erster Pfarrer im Jahre 1921 eingezogen. Das Pfarrhaus war kein Palast, ein Schulhaus war nicht da. Man hatte sich lange mit einer Regierungsschule begnügt. Der Lehrer gab nachmittags etwas Deutsch und Religion. Im Augenblick war eine katholische Schule am Platz, aber in einem völlig unzureichenden Häuschen.

Ich hielt eine Versammlung, an der beschlossen wurde, groß und schön zu bauen. Aber solche gute Vorsätze hatten meine lieben Pfarrkinder schon öfter gemacht. Wenn sie nicht gehalten wurden, war es um so wohlfeiler. Um der Sache Nachdruck zu verschaffen, bestellte ich Bausteine und verkündete am Sonntag von der Kanzel, die folgende Woche sollte gefront werden (so nennen die Bauern hier die unentgeltliche Arbeit für Kirche und Schule), wie abgemacht, durch Herbeifahren der Steine. Die Woche verging, und alles blieb still. Am folgenden Sonntag verkündete ich: Am nächsten Dienstag und Mittwoch fahre ich Steine; wer mittun will, ist freundlich eingeladen. Ich bestelle für den Dienstag eine Ochsenfuhre und fahre zur Ziegelei; obwohl es etwas regnete, waren doch sieben Fuhren da, und am Abend war der Hauptteil der Steine an Ort und Stelle. Auf der Heimfahrt sagte mir ein etwas nachdenklicher Freund: „Pater, wir haben es nicht richtig gemacht; wir hätten am Montag fahren sollen, um Ihnen am Dienstag eine lange Nase drehen zu können.“ „Ganz richtig getroffen, mein Bester. Ich wollte auch eine Falle stellen. Wenn heute niemand gekommen wäre, dann hätte ich mit der Fuhre vor dem Photographen gehalten, mich darauf gesetzt und ein Bild machen lassen; das wäre dann nächstes Jahr im Kalender gestanden.“ Der weitere Schulbau lief dann wie am Schnürchen, und bald war auch alles bezahlt. Am besten ging es immer noch

mit Humor. Mit heroischen Gesten erreicht man beim Kolonisten nicht viel. Aber für Humor ist er immer zu haben. Ist ein Führer da, dem sie vertrauen, dann geht alles leicht.

Dieser Bericht zeichnet nicht nur ein Bild der Schwierigkeiten, mit denen die Kolonienpatres ihren täglichen Kampf auszufechten hatten, sondern auch den echten Seelsorger und Bauernvater Rick in seiner ganzen einmaligen Eigenart. Die hier niedergeschriebenen Grundsätze enthalten das ganze Geheimnis seiner großen Erfolge unter dem deutschstämmigen Bauernvolk. „Ihr kommt mir vor“, so sagte er später einmal in einer Versammlung, „wie eine vieltausendköpfige Ochsenherde, die vor einem halben Dutzend kläffender Hunde und einigen zerlumpten Hirten stumpfsinnig hierhin und dorthin trottet; was euch fehlt, das ist der Mann, der vorangeht. Wollt ihr mit mir gehen?“ Jawohl, sie gingen mit dem Mann, dem sie bedingungslos vertrauten, und die Geschichte von den Backsteinfuhren von Arroio do Meio wiederholte sich hundertmal in den nächsten zwanzig Jahren.

Das Leben auf den deutschstämmigen Kolonien kreiste damals geschlossen um Kirche und Schule. Obwohl kaum ein Kirchenbau und kaum eine Schulgründung ohne Hader und Streit zustande kam, besaßen doch alle älteren Gemeinden ihre großen und teilweise sehr schönen Kirchen und ein gut ausgebautes Schulsystem. Im Jahre 1922 zählte man auf dem deutschsprechenden Gebiet 310 katholische Pfarrschulen mit 14.000 Kindern; 1938 waren es rund 500 mit mehr als der doppelten Zahl von Schülern. Unter den vorausfallenden Schatten des kommenden Krieges bemächtigte sich der Staat dieser Privatschulen. Das geschah angeblich, um die deutsche Sprache darin zu unterdrücken, obwohl es schon lange keine mehr gab, in der die Landessprache nicht gebührend berücksichtigt wurde; in Wirklichkeit handelte es sich um die Durchführung des staatlichen Schulmonopols, das trotz der durch die Verfassung von 1946 gewährten Lehrfreiheit gerade augenblicklich den Bischöfen wieder schwere Sorgen macht.

Pater Rick trat bis an sein Ende für die Erhaltung der deutschen Muttersprache und ihrer Kulturwerte in Kirche und Schule ein. Selbst während der schlimmsten Zeiten des Zweiten Weltkrieges, da man wegen eines einzigen deutschen Wortes ins Gefängnis wandern konnte, kümmerte er sich keinen Deut um die Polizei und predigte, wie er wußte, daß die Leute ihn verstanden. „Einen Mann von siebzig Jahren“, sagte er, „steckt man in Brasilien nicht mehr ins Gefängnis, vor allem, wenn er sich schriftlich als verrückt ausweisen kann“.

Dieses schwierige Problem, das von 1938 bis zum Beginn der fünfziger Jahre die deutschstämmige Bevölkerung in Atem hielt, wird heute auch von kirchlicher Seite recht verschieden beurteilt; Pater Ricks Ansicht darüber geht aus vielen Stellen seiner Lebenserinnerungen mit aller nur wünschenswerten Deut-

lichkeit hervor, zum Beispiel aus folgender: „Der Zusammenhang der Muttersprache mit dem Gottesdienst kann wohl kaum deutlicher zum Ausdruck kommen als hier. Der entwurzelte Deutsche wie auch der Italiener unterläßt mit der Muttersprache meist auch die Übung der Religion. Diese Gefahr ist in Amerika um so größer, weil in den meisten Ländern die männliche einheimische Bevölkerung kirchlich abseits steht.“

Wenn Pater Rick für die Erhaltung des Deutschtums in Brasilien eintrat, so meinte er damit — genau wie die alten Koloniefarrer alle, besonders die größten unter ihnen, Pater Theodor Amstad und Pater Max von Laßberg — ausschließlich die religiösen, sittlichen und kulturellen Werte, die mit der deutschen Überlieferung und Sprache untrennbar verbunden sind; keinem ist es je in den Sinn gekommen, die seit hundert Jahren brasilianische Staatszugehörigkeit der Einwanderer und ihrer Nachkommen anzuzweifeln oder im „reichsdeutschen“ Sinn umkrepeln zu wollen. Das war bei Pater Rick auch schon deswegen ausgeschlossen, weil er bis zu seinem Ende an der österreichischen Staatsbürgerschaft festhielt. In seinem Nachlaß findet sich noch sein Militärpaß, der vom Jahre 1890 bis 1901 reicht: Ersatzreservist Johann Rick, k. k. Landeschützenregiment Innsbruck N. 1. Zum Übertritt in die Landwehr angemeldet am 9. Mai 1901. Auf allen Ausweisen, die er in Brasilien benötigte, steht Österreich als sein Vaterland vermerkt, so noch am 14. Dezember 1944. Sein Reisepaß für Rom im Jahre 1938 spiegelt die Vorgänge der Zeit wider. Ausgestellt ist er von der österreichischen Gesandtschaft in Rio de Janeiro, für die Rückreise abgestempelt in Rom am 2. Mai 1938 von der deutschen Botschaft. Rick machte sich oft lustig über das komische Deutsch bei diesem Stempel: Die Gültigkeit dieses Reisepasses N. II/22 behält seine Gültigkeit.

Für seine karitative Tätigkeit nach dem Ersten Weltkrieg war ihm unter dem 1. März 1929 das Ehrenzeichen des deutschen Roten Kreuzes verliehen worden, das er dankbar aufbewahrt hat. Das Wort Deutsch hatte für ihn nicht den geringsten Zusammenhang mit Staatszugehörigkeit; wie er überhaupt allen Geschehnissen der Zeitgeschichte mit überlegener Gelassenheit gegenüberstand. Diese saubere Trennung der Begriffe ist dem Durchschnittsbrasilianer unverständlich; daher die Reibungen, Bedrückungen und Verfolgungen während der beiden Weltkriege, von denen aber heute in der Öffentlichkeit keine Spur mehr zu merken ist.

Doch ich komme von meinem Gegenstand ab; ich wollte Pater Rick als Seelsorger schildern. Sein Leben ist so reich an Einzelansichten, daß man oft notgedrungen auf Nebenwege geführt wird. Über seine Arbeit in Arroio do Meio schreibt Pater Rick:

„Um ein Bild jener Tätigkeit zu geben, füge ich einige kleine Episoden bei. Bella Vista, heute eine große Pfarrei, gehörte damals als Kapellengemeinde zu

Lageado (zehn Kilometer flußabwärts von Arroio do Meio). Da kamen Versehritte von 24 Stunden hin und zurück vor. Als ich einmal nachts allein zurückritt, war ich so müde, daß ich abstieg, das Pferd anband und mich in den trockenen Straßengraben legte. Nach einigen Stunden erquickenden Schlafes ging es weiter. Um vier Uhr trommelte ich einen bekannten Kolonisten mit Namen Stürmer aus dem Bett, legte mich in sein warmes Nest und kam frisch und munter wieder nachhause.“

Das Schlimmste bei diesen Ritten waren die vielen Wasser im Quellgebiet des Forqueta. Sehr oft konnten die Leute nicht durch zur Kirche. Einmal wußte ich, daß ein Paar zur Hochzeit kommen wollte aber unmöglich über den Fão-Fluß konnte. Ich ging zum Ufer. Die Brautleute kamen. Sie stellten sich am anderen Ufer auf mit ihren Trauzeugen. Ich rief hinüber: „Hilda, willst du den Anton zu deinem ehelichen Gemahl nehmen, usw.“ „Jawohl“, klang es laut von ihr und ihm, und das Echo der Berge und das Brausen des Flusses bildeten die Orgelbegleitung. „Gut, ihr seid verheiratet, später kommt und holt euch den Segen.“

Manchmal machte die Lösung der Schwierigkeiten bedeutend mehr Kopferbrechen; Pater Rick berichtet darüber einen längeren Fall, den ich unverkürzt herausschreibe, weil er sowohl für die Verhältnisse als auch für den Seelsorger bezeichnend ist.

„Die sogenannte Serra, der Gebirgszug, der von Nord nach Süd die Küste Brasiliens säumt, war damals der Zufluchtsort allerlei zweifelhafter Gestalten. Besonders vorsichtig mußte man sein, wenn Heiratskandidaten kamen. Verkündigungen halfen wenig, da viele fremd waren. So stellte sich mir in (der italienischen Gemeinde) Bella Vista ein junger Mann von 32 Jahren vor. Er wollte heiraten. „Sie könnten eigentlich schon verheiratet sein.“ „Ja, aber die Gelegenheit gab sich nicht.“ „Wo waren sie früher?“ Er war überall gewesen. Ich erklärte ihm, wenn zwei ehrenwerte Männer mir bezeugten, daß er ledig sei, wollte ich sehen, was sich machen ließe. Ich hatte auch einen Brief von ihm in schöner Handschrift und richtigem Brasilianisch. Als ich an die Kapelle kam, wo er wohnte, stellte er sich vor und brachte die Zeugnisse mit. Ich fragte, wo die Zeugen wohnten. Einer hier und der andere vier Stunden von hier. Ich gab mich äußerlich zufrieden, war aber nicht überzeugt. Ich mißtraute der Sache. Der eine Attest schien mir gefälscht. Doch, halt, ich habe einen Brief mit seiner Unterschrift! Ein Vergleich schien mir meine Annahme zu bestätigen. Was machen? Bis Mitternacht zerbrach ich mir den Kopf. Am Morgen kam das Paar. Die Kapelle war voll Italiener. Ich teilte den Trauzeugen die Kerzen aus und ließ das Paar vorkommen. Anstatt die üblichen Fragen zu stellen, fragte ich: „Wo ist der Mann, der diesen Attest geschrieben hat?“ Sofort antwortete der Bräutigam: „Er wohnt zehn Minuten von hier.“ „Und wo ist der andere?“

Wieder antwortete der Bräutigam: „Der ist in Porto Alegre.“ Gestern hatte er gesagt, er wohne vier Stunden von hier. Also hat er nicht unterschrieben, wenn er in Porto Alegre wohnt.“ „Er war kürzlich hier, nicht wahr, Compadre Antonio?“ Der Angerufene antwortete: „Vor einem Jahr war er hier, seitdem nicht mehr.“ Ich erklärte: „Die Unterschrift ist gefälscht“, drehte mich um und las die heilige Messe. Nachher kam der Exbräutigam und fragte mich, warum ich nicht am Tage vorher gesagt habe, daß ich die Heirat nicht machen wolle. „Mein Freund, wenn Sie mir gestern gesagt hätten, daß Sie mich hintergehen wollten, hätte ich Ihnen gestern schon gesagt, was ich Ihnen erst heute sagen konnte.“

Solche und ähnliche Fälle gab es zwar unter dem deutschstämmigen Volk selten; dort machten die Mischehen weit mehr zu schaffen. Immerhin konnte es auch in einer rein katholischen Siedlung vorkommen, daß die Braut am Altar vor dem Pater — es war diesmal nicht Pater Rick — und der ganzen Gemeinde erklärte: „Nein, ich will ihn nicht, ich habe ihn nie gewollt, da hat er seinen Ring wieder!“ „Ja, aber warum hast du das nicht früher gesagt?“ „Weil es dann geheißten hätte, er hätte mich sitzen lassen; wer ihn sitzen läßt, das bin ich, denn er ist ein Spieler, ein Schnapstrinker, ein Streithahn und ein Schürzenjäger.“

Pater Rick kennzeichnet die katholische Kolonialbevölkerung der damaligen Zeit an einer anderen Stelle wie folgt:

„In der katholischen Bevölkerung herrscht tiefe Religiosität ohne Weltfremdheit, und große Freigebigkeit. Sammlungen für gute Zwecke haben in Santa Cruz — wo Pater Rick zwei Jahre Pfarrgehilfe war — stets guten Erfolg. Zu fast allen großen sozialen Werken ist Santa Cruz Gevatter gestanden, so bei der Kolonisation von Cerro Largo (durch Pater Max von Laßberg), bei der Gründung des dortigen Seminars, bei der Sammlung für das Aussätzigenheim und bei der Kolonisation von Porto Novo . . .

Nirgends sah ich bei den Katholiken einen so fleißigen Kirchenbesuch wie in Santa Cruz. An Sonntagen stehen vor der Kirche Pferde, Wagen, Autos zu Hunderten. Die große Kirche füllt sich zweimal. Vier bis fünf Priester besorgen Stadt und Land. Bei all dem bleiben als bedauerlicher Mißstand die vielen Mischheiraten mit einem starken Prozentsatz Abgefallener. Geschäftsheiraten!

Kaum ist der Gottesdienst aus, so sieht man die Massen auf dem Heimgang. Trinken und Herumlungern nach dem Gottesdienst gibt es nicht. So ist es auch in der ganzen deutschen Kolonie. In der italienischen geht es am Sonntag nach dem Gottesdienst weniger erbaulich zu. Der hier geborene Deutsche ist überhaupt im Gegensatz zu seinen Vorfahren, die oft Schnäppler waren, ein nüchterner Mann. Gegen Trinken braucht man nicht zu predigen. Sie trinken dafür viel den (einheimischen Herva Mate-) Tee.

Das waren die guten alten Zeiten, da ein anderer Koloniefarrer von seiner Gemeinde behaupten konnte, es sei darin in 29 Jahren kein uneheliches Kind geboren worden. Wenn Pater Rick heute wieder käme, würde er über den Zustand mancher Kolonien erschrecken. Eine beinahe zehnjährige Unterdrückung der deutschen Predigt und des deutschen Unterrichts während des Zweiten Weltkrieges, die Verstärkung vieler Gemeinden, die Landflucht der Jugend, die immer mehr um sich greifende Lösung der alten Bindungen an Sprache und Überlieferung richten einen nie wieder gutzumachenden Schaden an, über dessen Ursachen und Umfang auch ein Teil der Geistlichkeit keine klaren Vorstellungen hat. Immerhin sind auch heute noch die deutschen und italienischen Kolonien Südbrasilien die Gegenden Lateinamerikas, wo die katholische Religion am tiefsten in das Leben eingreift, woher die zahlreichsten Priester- und Ordensberufe stammen, und von wo aus die religiöse Wiedergeburt des Landes ihren Ausgang nimmt. Mit ungläubigem Staunen teilte ein zu Besuch weilender argentinischer Jesuit in der Mitternachtsmesse zu Weihnachten über tausend Kommunionen aus, davon die Hälfte an Männer. Völlig abständige Katholiken gehören zu den größten Seltenheiten, und auch diese kommen meist bei den Volksmissionen zurück. Ein gewaltiger Kinderreichtum bevölkert diese Siedlungen, 8 bis 10 Kinder im Durchschnitt, ganz im Gegensatz zu den Städten.

Es war für einen Mann wie Pater Rick, dem das allseitige Wohl des Bauernvolkes am Herzen lag, ganz ausgeschlossen, daß er nicht in die Politik hineingezogen wurde. Ein ganzes Kapitel in seinen Erinnerungen beschäftigt sich mit den Vorgängen in Santa Cruz anfangs 1921. Das Land wurde damals von nicht endenden Unruhen geschüttelt, die ein ganzes Jahrzehnt dauerten und oft zu blutigen Auseinandersetzungen führten. Die revolutionären Wellen gingen zwar immer von den freiheitsstolzen brasilianischen Herdenbesitzern aus, die den ganzen Süden des Staates beherrschen, fanden aber einen starken Widerhall auf der deutschen Kolonie, die sich in steigendem Maße am öffentlichen Leben des Landes beteiligte.

Nur wer mit den örtlichen Verhältnissen vertraut ist, kann die heiße Leidenschaft verstehen, mit der in Brasilien die Wahlkämpfe ausgefochten werden. Es handelte sich darum, den seit vielen Jahren alles beherrschenden Staatspräsidenten zu zwingen, der deutschen Kolonie einen Abgeordneten in das Bundesparlament zu gewähren. Obwohl auf das äußerste von seinen Gegnern bedrängt, schlug dieser den Antrag ab. Darauf beschloß Santa Cruz unter Pater Rick's Einfluß und gefolgt von einem guten Teil der anderen Kolonien Wahleuthaltung, um einerseits die Revolution nicht zu stützen und andererseits dem nahezu diktatorisch herrschenden Präsidenten zu zeigen, wessen er sich zu versehen habe, falls er in Zukunft nicht mehr Rücksicht auf die Wünsche der Bauern nehme. Der Schlag wirkte ausgezeichnet. Nach dem Wahlsieg des Präsi-

denten erhielten die Kolonien zwar keinen Abgeordneten, aber die örtliche Verwaltung kam fast überall in die Hand von Männern aus dem Volk, eine Errungenschaft, die heute als ganz selbstverständlich angesehen wird.

Diese Vorgänge zeigen, wessen Pater Rick fähig gewesen wäre, wenn er die Politik als Lebensaufgabe gewählt hätte. Da jedermann und nicht zuletzt die Gegner genau wußten, daß es ihm nur um den Schutz seines Bauernvolkes gegen die Umtriebe der Parteien ging, nahm ihm niemand dieses Eingreifen in die Politik übel; jedermann wußte, wer an Pater Rick rührt, der hat die ganze Kolonie geschlossen gegen sich. Der dem politischen Positivismus folgende Staatspräsident hielt Pater Rick hoch in Ehren; Rick selbst zollte seiner unbedingten Ehrlichkeit und Rechtlichkeit die größte Achtung. Bis an sein Lebensende pflegte er den alten Mann bei seinen Aufenthalten in Porto Alegre zu besuchen. Antonio Augusto Borges de Medeiros lebt heute noch und ist als Greis von über neunzig Jahren zur katholischen Kirche zurückgekehrt.

5. Der Vereinsleiter

In den Jahren 1922 bis 1925 und noch einmal im Jahre 1938 arbeitete Pater Rick als sogenannter Reisesekretär des katholischen Volksvereins. Er sagt darüber in seinen Aufzeichnungen:

„Im Jahre 1913 wurde auf der Katholikenversammlung von Venancio Aires (Nachbarpfarrei von Santa Cruz) beschlossen, einen katholischen Volksverein zur Hebung der materiellen und idealen Interessen des Volkes deutscher Zunge zu gründen. Sein Programm ging zumal in idealer Richtung weit über das des früheren Bauernvereins hinaus. Dieser war interkonfessionell und hatte hauptsächlich die materielle Hebung der Bauern zum Ziele. In der kurzen Zeit seines Bestehens hatte er durch Kassengründungen, Verbesserung der Arbeitsmethoden, Einführung neuer Viehrassen und besonders durch die herrliche Gründung der neuen Kolonie Cerro Largo (durch Pater Max von Laßberg) Großes geleistet. In der konfessionellen Mischung lag aber der Keim der Zersetzung. Seine Fortsetzung im katholischen Lager ist der Volksverein.

Derselbe Mann, der den Bauernverein mitbegründet hatte, stand auch an der Wiege des Volksvereins. Durch Flugblätter wurde die Idee verbreitet. Pater Theodor Amstad ritt jahrelang die Kolonien ab. Der Tag seiner Ankunft in einer Gemeinde wurde frühzeitig bekanntgegeben, und dann nach dem Gottesdienst die Gründungsversammlung gehalten. Auch hier wieder zeigte sich die enge Verbindung von Verein und Kirche. Wie im Gründungsalter des deutschen Kulturvolkes sich um die Kirche die Schule, das Städteleben bildete, so auch hier. Und wie damals die Zünfte als erste soziale Bildung kirchlichen Einschlag

hatten, so auch hier. Ein Laie hätte die Leute nicht zusammengebracht, aber der Kirchgang sah sie alle beieinander. Sofort zu Anfang wurde die Gründung eines Altersheimes begonnen. Mit der Anstalt war ein Spital verbunden.

Der Verein war im besten Zug und hatte etwa 8000 Mitglieder, da kam der Weltkrieg. Pater Amstad arbeitete ruhig weiter und gründete Sektionen, ohne sich viel um das Sprachverbot zu kümmern; er wurde auch wenig gestört. Aber eine eigentliche Vereinsarbeit war unmöglich.“ Warum Pater Rick das Amt eines Reisesekretärs übernahm, geht aus den Lebenserinnerungen des Pater Amstad hervor, der berichtet wie folgt: „Es war am Vorabend von Allerheiligen im Jahre 1919. Der Tag war heiß und schwül, als ich von Corvo in der Pfarrei Estrela nach Arroio do Meio in der Pfarrei Lageado ritt, wo ich des anderen Tages Gottesdienst und Volksvereinsversammlung halten sollte. Wie es bei solch langen Ritten durch Hitze und unbewohnte Gegend nach getaner Arbeit oft vorkam, war ich halb und halb im Sattel eingeschlafen. Durch irgend etwas muß sich meine Mule erschreckt haben, sie machte einen Seitensprung, und ich lag auf dem Boden. Anscheinend war auch dieser Fall nicht weiter von Bedeutung, zumal ich auf grasbewachsenen Boden fiel. Wohl fühlte ich seit jener Zeit im Apfelknochen des linken Beines einen Schmerz, den ich als Rheumatismus deutete. Bis zum Beginn des Jahres 1923 konnte ich noch reiten. Zwei Ärzte, die mich untersuchten, stellten übereinstimmend fest, daß in der Apfelhöhle des linken Beines entweder Sehnen zerrissen oder Knochen zersplittert seien.“

Damit war für den „kleinen Pater“, wie die Bauern ihn nannten, der vier-einhalbmal um die Erde geritten war, das Reiten zu Ende. Er starb im Alter von 87 Jahren Ende 1937. Er füllte seine Zeit bis zum letzten Augenblick mit Volksschriftstellerei aus; der beliebte Kalender „Familienfreund“ und die Monatsschrift „St. Paulusblatt“ waren ja seine Gründungen. Beide haben zwei Weltkriege überlebt; letzteres ist heute unter der Leitung des Verfassers dieses Lebensberichtes.

Pater Amstads Stelle wurde von dem damals auf dem Höhepunkt seiner Schaffenskraft angelangten Pater Rick übernommen. Zwischen den beiden völlig anders gearteten Männern, dem kleinen, bis ins Kleinste alles berechnenden und ordnenden und zeitweise recht zänkischen Krüppel, und dem ihn von der Schulter an überragenden, genial unbekümmerten und geistsprühenden „Condottiere“ bestanden die weitgehendsten Meinungsunterschiede. Wie Pater Rick selbst erzählte, ging keine Unterredung zwischen ihnen ohne Streit aus; einmal sei er nach einem Besuch zum Hausoberen des Pater Amstad gegangen und habe ihm gesagt: „Haben Sie ein liebevolles Auge auf den alten Krakeeler da unten im Zimmer neben der Pforte; der macht nicht mehr lange mit, denn er hat mir heute zum erstenmal recht gegeben.“

Über seine Anfänge schreibt Pater Rick: „Es ist schwerer, einen eingeschlafenen Verein zu wecken, als einen neuen zu gründen. Das Volk der Kolonien war apathisch geworden durch die Schikanen des Weltkrieges. Als wir die erste Generalversammlung in Lageado hielten, erwartete man Ausschreitungen. Tatsächlich hatte eine Gruppe nationalistischer Pflastertreter aus dem Zuge der Volksvereinsleute die brasilianische Fahne herausgenommen, doch war es von den meisten nicht beachtet worden, weil der Träger sie sofort ohne weiteres übergab. Beabsichtigt war zweifellos ein Auftritt, bei dem dann die Fahne leicht zerrissen werden konnte, und man hatte das Verbrechen, das in den Zeitungen Zugkraft hatte. Die Leute hatten aber zu wenig Psychologie im Kopf und meinten, andere Leute seien so exzentrisch wie sie. In meiner Rede, die energisch den deutschen Standpunkt vertrat, kam das Leitmotiv zum Durchbruch: Vergessen des Vergangenen, aber keinen Zoll breit zurückgewichen in den allgemeinen bürgerlichen Rechten, die nach Aufhebung des Belagerungszustandes allen garantiert sind! So hatte der Volksverein gleich beim Erwachen Gelegenheit, das deutsche Kolonievolk wieder in den Sattel zu heben. Der Vorstand des Volksvereins erließ einen Protest gegen den Fortbestand des jetzt illegalen Sprachverbotes in den Schulen. Es erfolgte auch sofort dessen Aufhebung.

Ich ritt dann fünf Jahre alle Winkel ab zur weiteren Propaganda des Vereins. Die Versammlungen waren meist schlecht besucht. Der erste Eifer war weg, die jungen Leute blieben ganz aus. Wenn ich nicht aus der Geschichte wüßte, daß Volksarbeit ein Werk auf langes Ziel ist, ich hätte die Sache aufgegeben. In meiner Zeit 1921—1926 hat der Verein extensiv nicht geblüht. Es war mir, als ob ich einen Ertrinkenden retten müßte, ich ein Kind und er ein Riese. Immer wieder entsank er meinen Händen.

Die Gründe, warum alles so schwerfällig ging, waren viele. Zunächst hat ein Volk mit geringer Schulbildung nur wenig Verständnis für große, allgemeine und meist in der Zukunft liegende Ziele. Viele meiner Zuhörer und noch unter den Abwesenden hatten keine Ahnung vom Weltgeschehen einst und jetzt, lasen nichts, waren mit 30 und mehr Lebensjahren noch nicht über ihr Dorf hinausgekommen.

Ein weiterer Grund der Hemmungen waren die Lokalpolitiker und kleinen Beamten, meist richtige Willkürpaschas. Sie fühlten instinktiv, daß durch einen großen Verein ihr Königtum zum Vasallentum wurde, und arbeiteten gegen den Verein.

Auch unter den Geistlichen (damals waren schon viele Landpfarreien in die Hände des Diözesanklerus übergegangen) waren zahlreiche Gegner. Dieser Widerstand dürfte wohl die stärkste Hemmung gewesen sein, weil hierzulande das Volk in allen Dingen die Meinung des Geistlichen zur Richtschnur nimmt. Manche Priester glaubten den Erzbischof als Gegner ansehen zu müssen, was

nicht der Fall war, da er den Verein approbierte und später auch empfahl. Der Hauptgrund war wohl, wie überall beim Klerus, wenn die Früchte reifen. Dieselben Herren, die bei den Kassengründungen ihr „Verfrüht“ entgegenhielten, waren die ersten zur Hand, wenn es galt, für Kirche und Schule von dort Unterstützung zu bekommen. Es gab auch solche, die positiv gegen den Verein arbeiteten, meist Renegaten ihres Volkstums. Dagegen muß aber betont werden, daß eine ganze Anzahl Geistlicher, allerdings die Minderzahl, überall treu mithalf, sonst wäre der Volksverein nicht auf die Beine gekommen.

Die Zeitumstände gaben dem Verein genügend Arbeit, sodaß seine Leistungen langsam Eindruck machten. Als ich als Sekretär abging, hatte er etwa 6000 Mitglieder, fast alles Familienväter, wenn er auch leicht 18.000 hätte haben können.“

Die von Pater Rick erwähnten Zeitumstände waren damals alles andere als friedlich. Eine Revolution jagte die andere und warf ihre drohenden Schatten auf die Kolonie. Die deutschen Einwanderer hatten in den Revolutionen von 1835 und 1893 zur Genüge erfahren, was es heißt, von gesetzlosen Banden überfallen, ausgeplündert, verschleppt und ermordet zu werden.

Pater Rick konnte dieser ständig drohenden Gefahr nicht müßig gegenüberstehen. Die deutschen Bauern am Taquary — einer in allen Revolutionen besonders stark heimgesuchten Gegend — stellten unter Pater Rick's Leitung einen Selbstschutz auf, der bald 500 Mann zählte. In den Aufzeichnungen heißt es darüber:

„Nun meldeten die Lokalbehörden alles nach Porto Alegre. Der Staatspräsident Borges de Medeiros ließ meinen Oberen rufen und meinte, in außergewöhnlichen Zeiten könne man dem Volk einen solchen Bund nicht verwehren, doch in jetzigen Zeiten könne die Regierung nicht zusehen, daß sich solche Verteidigungsorganisationen bildeten. Er sagte aber nicht, man solle die Sache lassen. Als zwei Monate später die Revolution in Santo Angelo ausbrach und die Regierung fürs erste ohne alle Truppen war, erfreute sich der Selbstschutz sogar öffentlicher Anerkennung und Belobigung. Sein Führer, Karl Franz Rhode, erhielt ein Glückwunschtelegramm aus Porto Alegre, und der Selbstschutz in Cerro Largo wurde unter die aktiven Truppen gezählt.

Allerdings traute man dem Selbstschutz in Cerro Largo (im Nordwesten von Rio Grande do Sul) anfänglich nicht ganz. Wäre Borges de Medeiros nicht gewesen, welcher die Loyalität der Deutschen kannte, so wären vielleicht von Regierungsseite Dummheiten gemacht worden von weittragenden Folgen.“

Pater Rick verschweigt in seinen Aufzeichnungen, daß nur seine über allen Verdacht erhabene Persönlichkeit es war, die die Staatsregierung davon abhielt, in dem bald über den ganzen Staat gehenden Verband der Selbstschutzvereine verkappte revolutionäre Absichten zu finden. Der Staatspräsident Borges de

Medeiros, der seit Jahren jeden Schritt des Reisesekretärs überwachen ließ, glaubte Pater Rick, als dieser ihm vor seiner Abreise nach Cerro Largo sagte: „Ich gebe Ihnen die Garantie, die Kolonie wird Ihnen treubleiben und jeden Einmarsch der Revolutionäre verhindern.“ Jeder Versuch, dieses Vertrauen zu erschüttern, prallte an dem alten Politiker und Menschenkenner wirkungslos ab. „Der alte Positivist drüben im Regierungspalast“, so pflegte Rick zu sagen, „und ich, wir fühlen uns kongenial.“

Der Abschnitt über die Selbstschutzvereine füllt in den Erinnerungen über zehn Seiten aus; mit Bedauern muß ich über die vielen spannenden Einzelfälle weggehen. Das Endergebnis war folgendes: Ganz im Gegensatz zu früheren Zeiten, hatte im Revolutionsjahrzehnt der zwanziger Jahre keine Kolonie unter dem Einbruch mordender und raubender Banden zu leiden. Besonders wirkungsvoll schützte sich die nach allen Seiten offene Kolonie Cerro Largo. Außer gelegentlichem Kugelwechsel kam es zu keinem größeren Gefecht, denn die Auführer wagten keinen Angriff. Als sie schließlich, von den Regierungstruppen gejagt, um Rückzug durch die Kolonie baten, wurde ihnen dieser gewährt, aber nur so, daß sie ihre Waffen auf Wagen verladen und unter der Bewachung der Bauern hinter sich herfuhren. Nur die damals in ihren ersten Anfängen stehende Kolonie Porto Novo, Rick's eigene Gründung, mußte einen kurzen Plünderungszug über sich ergehen lassen, wobei aber niemand an Leib und Leben zu Schaden kam.

Ich muß die tatkräftigen Bemühungen für den Rechtsschutz der den Bauernschindern oft hilflos ausgelieferten Kolonisten übergehen und wende mich zwei anderen Werken zu, deren Anfänge in diese Zeit fallen.

Das erste ist die Seminargründung in Cerro Largo, das damals Serro Azul hieß.

Die Geschichte der Priesterbildungsanstalten in Rio Grande do Sul entwickelt sich fast ausschließlich im laufenden Jahrhundert. Um die Jahrhundertwende gab es nur das bischöfliche Seminar in Porto Alegre und das Knabenseminar in Parecí Novo. Von 1913 an zog das Seminar von São Leopoldo, an dessen Entstehen Pater Rick wesentlichen Anteil hatte, alle Seminaristen der zwei Südstaaten Rio Grande do Sul und Santa Catharina an sich. Noch zu Pater Ricks Zeiten entstanden die Knabenseminare in den Diözesen Caxias und Santa Maria, sowie auch in verschiedenen Sprengeln von Santa Catarina. Heute gibt es im gleichen Gebiet etwa zehn Knabenseminare und die große theologische Fakultät von Viamão bei Porto Alegre; daneben bestehen mindestens ebensoviele Bildungsanstalten der verschiedenen Ordensgenossenschaften.

Die Diözese Uruguayana, zu der Cerro Largo gehört, besaß damals noch kein Seminar. Die Art, wie Pater Rick auf den Gedanken kam, in der prächtig

entwickelten, rein katholischen Kolonie für die Priesterberufe zu sorgen, ist bezeichnend für ihn; er erzählt darüber:

„Durch meine Nervenkrankheit war ich in dieser Zeit wieder gezwungen, für einige Monate zur Erholung nach Neu Petropolis (80 Kilometer nordöstlich von Porto Alegre) zu gehen. Als ich wieder von meiner Melancholie hergestellt war, gab ich von dort aus kleinere Volksmissionen. Eines Tages ritt ich vom Jammertal gegen den Windhof, als ich plötzlich wie von außen von der rechten Seite her ins Ohr rufen hörte: Die Serro-Azuler sollen selbst ein Priesterseminar bauen! Ich könnte heute noch die Stelle des Weges angeben, wo diese psychologisch merkwürdige Form des Planes entstand.

Daheim angekommen, teilte ich den Plan Pater Fintan Bärlocher mit. Er antwortete in seiner trockenen Art: „Das habe ich auch schon gedacht.“ Ich schrieb also an den Bischof von Uruguayana einen Brief und schlug ihm die Gründung vor. Ich gab die Gründe an, warum gerade Serro Azul geeignet sei, und versprach ihm von Seiten des dortigen Volkes hunderttausend Milreis (damals etwa 50.000 Reichsmark), obwohl ich mit keinem Menschen von Serro Azul über den Plan gesprochen hatte.

Die Kolonie hängt bei schweren Unternehmungen allein von ein paar kühnen Vorgängen ab. Also mußte gesorgt werden, daß ich schon ein Beispiel mit nach Serro Azul brachte. Ich ließ eine Generalversammlung in Santa Cruz ansagen, reiste aber zuerst nach Conventos in Lageado, wo ich ein paar gebefreudige Freunde hatte, die nie versagten, wenn es etwas Gutes zu tun gab. Von hier wollte ich die Vorgänger für Santa Cruz haben. Ich legte die Sache vor und ging dann zum alten Vater Beuren, der siebzehn Kinder großgezogen hat. Er saß vor mir barfuß in Hemd und Hosen und rauchte seine Zigarre. Ich sagte ihm: „August, Sie könnten mir tausend Milreis geben.“ Er lächelte und fragte: „Täten es 500 auch?“ „Ja, die tun es auch.“ Er ging an die Kiste, holte einen Fünfhundertmilreis-Schein heraus und gab ihn mir mit den edlen Worten: Und daß Sie es wissen, ich gebe es gern.“

Das gibt Mut. Mit diesen Worten hat er mehr gegeben als mit frostigen Tausend. Dann ging ich zu seinem Bruder Martin. „Sie geben nun wohl auch 500 Milreis, für das Seminar von Serro Azul?“ „Gewiß, und dann können Sie auch noch tausend von mir und meiner Frau haben. Wir sind alt und haben uns vorgenommen, noch etwas für das Seminar zu tun.“ „Martin“, antwortete ich, „die zweitausend Milreis nehme ich nicht an. Ihr habt bei eurem Vorsatz nichts gewußt vom Seminar in Serro Azul, Ihr wolltet das Geld dem Seminar von S. Leopoldo geben. Gebt es dorthin.“ Martin antwortete. „Der liebe Gott kann mir auch sonst noch Geld geben, ohne es anderen wegzunehmen.“

Mit einem ansehnlichen „Nestei“ in der Tasche kam dann Pater Rick nach Santa Cruz. Dort wollte er mindestens zehntausend Milreis zusammenbringen.

In seiner humorvollen Art und unter Nennung der Spender erzählte er, wie er im Handumdrehen das erwartete Geld beieinander hatte. Unerwartet erschien er dann in dem 700 Kilometer von Porto Alegre und 500 von Santa Cruz gelegenen Serro Azul.

Zunächst versammelte ich die Führer und teilte ihnen den Plan der Seminargründung mit, sowie die Zusage des Bischofs; auch das Versprechen, von ihnen hunderttausend Milreis für den Bau zu erhalten. Alle waren sofort für den Plan gewonnen, nur der Kirchenrechner saß da, bleich wie Wachs. Er hatte ja noch vierzigtausend Milreis Schulden auf der neuen Kirche. Nur Mut, die Kirchenschulden werden auch noch bezahlt. Dann taute er auf: „Sie haben recht, das schaffen wir auch.“ Auf Allerheiligen hielt ich die Predigt und erklärte die Notwendigkeit einer Priesterbildungsanstalt für den Nordwesten des Staates. Da ich auf das schöne Beispiel von Santa Cruz hinweisen konnte, das so viel Interesse für die neue Schule gezeigt hatte, war der Eindruck groß. Zum Schluß fragte ich: „Wer gibt fünftausend Milreis?“ Ich hatte vorher zwei Herren für diese Höhe gewonnen. Josef Aloys Franzen (der Führer des Selbstschutzes) und der Arzt Ägydius Flach riefen zu. Dann kamen drei- und zweitausend Milreis. Als aber die Frage auf tausend Milreis lautete, stockte der Zuruf. Ich wurde einen Augenblick stutzig. Doch erfaßte ich gleich die Sachlage. Der Kolonist gibt nicht tausend Milreis aus, ohne seine Frau zu fragen. „Wer seine Katherin noch fragen will, der soll hinausgehen, die Frauen stehen noch vor der Türe.“ Nun kam Bewegung in das Völkchen. Hinaus, herein und Zuruf folgten sich im Trubel.

Am Abend stellte sich heraus, daß fünfzigtausend Milreis gezeichnet waren, genau soviel, wie Pater Rick erwartet hatte. Und was vielleicht für den Augenblick noch wichtiger war, der ärgerliche Gemeindestreit, der seit Jahren das Volk entzweite, war wie weggeblasen. Die guten Leute sahen auf einmal ein, daß Freund und Gegner sich einig waren im Wettstreit für das Seminar, und fragten sich verwundert: Ja, wozu zanken wir uns denn eigentlich?

Pater Rick aber ließ das Eisen nicht erkalten. Bei den Hausbesuchen kamen dann noch etwa 70.000 Milreis zusammen. Wie glänzten die Augen der jungen Ehepaare, wenn ich auf die kraushaarigen Kinder hinwies und sagte: „Es ist für diese.“ Aufmunterung brauchte es keine. Leute, kaum selbst notdürftig eingerichtet, gaben mir den ganzen Ernteertrag. Abgewiesen wurde ich nur einmal von einem Spieler. Bauholz wurde auch gestellt und so reichlich, daß es für zwei Seminare gereicht hätte. Seitenlang erzählt Pater Rick weiter, wie das ganze Baumaterial, soweit es an Ort und Stelle zu beschaffen war, vom Volk geliefert wurde; wie alle Handlangerdienste und ein guter Teil der eigentlichen Bauarbeit unentgeltlich durch „Fröhnen“, wie der Kolonist sagt, geleistet wurde; und wie er nach der Vollendung einen Brief von seinem Freund Pater Fintan

Bärlocher erhielt („Ich habe noch keinen getroffen, der gescheiter war als ich“), der folgendermaßen lautete: *Digitus Dei est hic*. Nur einmal im Laufe der ganzen Weltgeschichte konnte diese Gründung nur binnen vier Monaten gelingen; nicht früher, denn da war der Partehader noch zu groß, nicht später nach der Neubesetzung der Pfarrei, denn damals stand das Volk nicht mehr unter der erschütternden Erfahrung der Priesternot. Das Seminar von Serro Azul kommt auf Rechnung der Vorsehung, die es gut meinte mit ihrem guten Volk.

Kaum eine andere Begebenheit im Leben des Pater Rick zeigt den echten Charakter dieses Mannes und die überwältigende Hochachtung des Bauernvolkes besser als diese. Mit seherischer Klarheit erfaßte er sein Ziel und mit alles zermalmender Energie setzte er sie in die Tat um. Diese fortstürmende Gewalt fegte alles kleinliche Rechnen hinweg und setzte alles auf zwei unfehlbare Karten: seine bis in die tiefsten Tiefen reichende Erkenntnis der Bauernseele und die grenzenlose Großmut des Volkes, wo es um Kirche und Priestertum geht. Während der Niederschrift dieses Lebensabrisses fiel mir ein Buch in die Hände mit dem Titel „Der Tod kommt für den Erzbischof“, geschrieben von der amerikanischen Protestantin Willa Cather. Die Helden darin sind der erste Erzbischof Latour von Santa Fe in New Mexiko und sein Generalvikar Vaillant, der spätere erste Bischof von Denver im Staate Colorado. Hundertmal habe ich während der Lesung gedacht, statt Latour oder Vaillant könnte genau so gut Johannes Rick stehen; oder auch Max und Josef von Laßberg, Theodor Amstad und manche andere aus der heute bis auf einen einzigen Mann heimgegangenen alten Garde der Koloniepates. Einzelne Episoden, wie die, da Vaillant dem reichen Ranchero Lujon die beiden schönsten Maultiere der Welt ablockt für den Erzbischof und für sich selbst, versetzen einen unmittelbar in Rick's Nähe. Beim Abschied steht Lujon am Tor und schaut dem Generalvikar lange nach, der die Mule Contento ritt und die Mule Angelica für den Bischof am Halfter nachführt; er schaute ihnen nach bis sie verschwunden waren. Er hatte ein Gefühl der Trostlosigkeit, aber ohne Ärger. „Manuel“, so hatte der Pater gesagt, „es würde doch eine herrliche Sache sein, wenn du die zwei Reittiere hergäbest, um Gottes Wort durch dieses heidnische Land zu tragen, und du könntest zu dir selber sprechen: Da reitet mein Bischof und mein Generalvikar auf meinen schönen braungelben Mulen!

So war es bei Pater Rick. Der alte August Beuren hat für das ganze Kolonievolk gesprochen: „Ich gebe es gerne“. Denn bei Pater Rick wußte alle Welt, vom letzten Bäuerlein im Urwald bis zum Staatspräsidenten: Was man dem gibt, das gelangt dorthin, wo es bleibende Zinsen trägt. Pater Rick selber sagte mir in seinen letzten Jahren öfter: „Ich weiß nicht, ob das richtig war. Ich habe der Klerisei den Weg gewiesen, auf dem man die Goldfuchse aus dem Busch

locken kann; und wie manche es heute treiben, grenzt an Erpressung und Unfug.“

Aus der bunten Fülle seiner Tätigkeit als Reisesekretär des Volksvereins greife ich seine Fürsorge für die Aussätzigen heraus. Für den Leser in deutschen Landen, wo man den Aussatz schon lange nur mehr aus Büchern kennt, mag es befremdlich erscheinen, daß sich diese entsetzliche Krankheit heute noch in Südbrasilien findet. Nach amtlichen Aufstellungen leben in Brasilien etwa 50.000 Aussätzige, davon 2000 in Rio Grande do Sul; in Wirklichkeit ist die Zahl vielmal größer. Wie sie in die deutschen Siedlungen eingeschleppt worden ist, läßt sich nicht mehr feststellen. Es gibt mindestens drei getrennte Herde, davon der stärkste in Santa Cruz; von dort aus wurde die Krankheit durch Auswanderer nach Serro Azul und in einzelnen Fällen sogar nach Porto Novo am oberen Uruguay verschleppt. Obwohl die Zahl der Fälle das erste Hundert kaum übersteigt, bedeutet sie doch eine ernste Gefahr. Pater Rick berichtet über seine Tätigkeit in der Leprosenfürsorge wie folgt:

„Auf der Delegiertenversammlung des Volksvereins in Santa Cruz wurde vom Delegierten von Santa Cruz, Herrn Lehrer Kops, aufmerksam gemacht auf die Zunahme des Aussatzes in den deutschen Kolonien, zumal in Santa Cruz, und auf Abhilfe gedrungen. Auf der Plenarversammlung wurde betont, daß diese Fürsorge eine Pflicht der Regierung sei, schließlich aber doch zugegeben, wenn die Regierung versage, müsse eben das Volk sich selbst helfen wie in so vielen anderen Dingen. In einer Audienz beim Staatspräsidenten Borges de Medeiros war dieser bereit, die Hälfte der Gründungskosten zu tragen . . . Beim Anhören der von mir ausgearbeiteten Satzungen des Aussätzigenheimes, versprach er, auch für die Zukunft die Anstalt zu unterstützen, doch solle sie ein Privatunternehmen karitativer Natur bleiben.“

Rick schildert dann seine monatelangen Bemühungen, mit den Herren vom Gesundheitsamt ins Reine zu kommen und einen geeigneten Platz zu finden. Unterdessen wurde er wieder krank, und es vergingen Monate, bis er nach dem Rechten sehen konnte. Die Behörden hatten unterdessen den ersten Plan aufgegeben und die Errichtung eines öffentlichen Leprosenheimes für den ganzen Staat beschlossen. Da sich die Anstalt unmöglich auf die deutsche Kolonie beschränken konnte — die meisten Aussätzigen lebten ja unter der alteinheimischen Bevölkerung — gab sich Pater Rick zufrieden. Fürs erste wurde am Stadtrand von Porto Alegre eine Aussätzigenkolonie eingerichtet, in der Pater Rick oft den Gottesdienst hielt. Eine zerknitterte Photographie in seinem Nachlaß zeigt ihn dort bei der heiligen Messe unter den Bäumen im Freien.

Anfangs 1937, wenige Monate nach meiner Priesterweihe, sagte mir Pater Rick eines Abends in São Leopoldo: „Junger Mann, du wirst einmal mein Erbe sein. Komm mit, ich will dir einen Teil meines Besitztums zeigen, den

„Ich nicht kennst.“ Ich fuhr am nächsten Morgen mit ihm in die Auskolkolonie und hörte die Beichten, während er die heilige Messe las und predigte.

In den folgenden Jahren baute die Regierung ein großes, allen neuzeitlichen Anforderungen entsprechendes Leprosenheim dreißig Kilometer südlich von Porto Alegre auf einer landschaftlich herrlich gelegenen Halbinsel, die in den hier zu einem See erweiterten Guahyba-Fluß vorstößt. Dort besuchte Rick seine Bekannten von der Kolonie, solange seine Kräfte es erlaubten.

Das von Pater Rick auf der deutschen Kolonie gesammelte Geld, im ganzen 160.000 Milreis, wurde zum Bau eines Heimes für die gesunden Kinder der Aussätzigen verwendet, das heute noch den Namen des Ursprungsortes des Gedankens führt: Kinderheim Santa Cruz.

Pater Rick schließt das Kapitel über die Aussätzigenfürsorge mit folgenden Sätzen ab: „Ein Vergleich zwischen Seminargründung und Leprosenheimgründung liegt nahe. Dort nur das Volk, und alles rasch und baldig; Entschluß und Ausführung! Hier Volk und Regierung, und alles verschleppt, weil die Regierung dabei ist. So geht es in vielen Dingen. Wo der Regierungsapparat mitspielt, ist oft das meiste Schein, nicht Leben und Tat.“

In diesen Worten kommt ein Grundgedanke seiner Erfolge zum Ausdruck. „Laßt mir nur ja die Regierung aus dem Spiel; bei der versauert und versumpft jedes frische Wagen. Selbst ist der Mann, und dem Mutigen hilft Gott!“ Er traf damit ein Grundübel des ganzen amtlichen Betriebes, das vor einigen Jahren ein amerikanischer Geograph, der ein Jahr lang die italienischen Kolonien studiert hatte, in folgende Worte kleidete: „Ihr Brasilianer seid mir die liebenswürdigsten und komischsten Menschen der Welt. Ihr erwartet alles von der Regierung; wir Amerikaner fürchten alles von ihr.“

Noch ein anderes Werk, das schon zum nächsten Kapitel überleitet, muß hier seinen Platz finden. Das ist der Verband der Raiffeisenkassen des Volksvereins.

Die ersten Sparkassen dieser Art waren lange vor Pater Rick's Zeiten durch Pater Theodor Amstad ins Leben gerufen worden. Sie erfüllten die segensreiche Aufgabe, das überschüssige Geld der Kolonie sicher anzulegen und dem Bauern Geld zu billigem Zinsfuß zur Verfügung zu stellen. Mit der Vermehrung dieser Kassen zeigten sich aber bald große Übelstände. Sie kamen zum größten Teil von der Tatsache, daß die örtlichen Vertrauensmänner nicht die geschäftliche Vorbildung besaßen, um mit großen Summen Geldes umgehen zu können. Eine Reihe von Zusammenbrüchen schädigten den Ruf der Kassen und des ganzen Vereins. Zudem stand der Volksverein damals im größten geschäftlichen Unternehmen seiner Geschichte, nämlich der Gründung der neuen Kolonie Porto Novo am oberen Uruguay. Die dafür benötigten Mittel wurden von vielen

Kassen überhaupt nicht oder nur widerwillig gestellt. Die dem Bauern eigene Enge des Blickfeldes, das Mißtrauen gegen alle nicht ganz durchschaubaren Unternehmungen und der hartköpfige Unabhängigkeitssinn legten die Verwendung des Geldes zum guten Teil lahm.

Unter Überwindung heftigen Widerstandes — der alte, auf zwei Krücken mühsam von der Hauskapelle zu seinem Schreibtisch wankende Pater Amstad war der stärkste Gegner dieser Umkämpfung seines Lebenswerkes — gelang es Pater Rick, die über das ganze Koloniegebiet verstreuten Kassen zu einem Verband zusammenzufassen, der sie beaufsichtigte, beriet und das vorhandene Geld für die allgemeinen Ziele des Vereins flüssig machte.

Pater Rick's Vertrauensmänner, vor allem seine rechte Hand in allen wirtschaftlichen Fragen, Dr. Alban Volkmer — heute das lebende Archiv der Lebensgeschichte des Pater Rick — hielten treu durch. Man kann heute mit Sicherheit sagen, daß diese Lösung die wirtschaftliche Rettung der Sparkassen und damit eines großen Teiles der Wirtschaft auf der Kolonie bedeutet. Auch der Bestand des Vereins, der besonders während des letzten Krieges nur noch ein Dasein im Verborgenen leben konnte, hängt mit den Kassen unzertrennlich zusammen, obwohl die Verwaltung von Zentrale und Verein unabhängig nebeneinandergehen.

Nach dem Rechenschaftsbericht für 1957 gehören heute 54 Raiffeisenkassen zum Zentralverband mit rund 500 Millionen Cruzeiros Einlagen (etwa 20 Millionen Deutsche Mark, 120 Millionen Osterreichische Schilling).

Manchen anderen Strauß hat Pater Rick um seinen geliebten Volksverein ausgefochten. Dabei kam er mehr als einmal in Grenzlagen, wo der Durchschnittsmensch entweder erlegen wäre, oder verhängnisvolle Fehlritte begangen hätte. In seinen Erinnerungen drückt er sich darüber sehr vorsichtig aus, aber der eine oder andere zufällig erhaltene Brief gibt genügend Auskunft. Am schwierigsten war das Auskommen mit dem ein Jahr vor ihm verstorbenen Erzbischof von Porto Alegre, dem noch in Deutschland geborenen Dom João Becker. Dieser stand zwar dem Verein freundlich gegenüber, versuchte aber immer wieder, den bürgerlichen Verein von Katholiken in einen kirchlichen Verein unter seiner Leitung umzuwandeln. Noch in seinen letzten Lebenstagen erzählte mir Pater Rick, während er seine Pilze über meinen ganzen Arbeitsraum breitete, stundenlang von seinen Auseinandersetzungen mit dem hochwürdigsten Herrn. Auch Rick's unbedingtes Eintreten für die deutsche Sprache in Schule und Kirche fand manchen Widerspruch bei der immer mehr in ein nationalistisch gefärbtes Wasser einsegelnden kirchlichen Behörde.

Es war ein Genuß, dem alten Mann zuzuhören, wie er alle kleinen und großen Schachzüge seines von ihm hochgeachteten Gegners im voraus erkannte und hoffnungslos matt stellte. Seiner eigenartigen, oft zwischen schärfster Er-

kenntnis und Intuition stehender Beweisführung war niemand gewachsen. Daran zerschellten auch die mannigfachen Anklagen, die ihm bei den Oberen über seine Einmischung in die Politik gemacht wurden. Letzten Endes war es aber wohl etwas anderes, was sein Lebenswerk gegen jeden Angriff schützte. Das war das Bewußtsein von der innewohnenden „Gefährlichkeit“ dieses Mannes, der alles wußte, alles durchschaute und alles Volk hinter sich hatte, der aber seine Macht niemals mißbrauchte, sein Letztes hergab als Priester Gottes und Wissenschaftler, jedem eindeutigen Befehl ohne Federlesens gehorchte, und ein wahrhaft frommer Mann war.

6. Der Siedlungsgründer

Mit diesem letzten Kapitel komme ich zu dem Werk, das den Namen des Pater Rick für immer mit den deutschstämmigen Kolonien Südbrasiens verbunden hat. Das ist die Gründung der katholischen Urwaldkolonie Porto Novo am oberen Uruguay.

Die Ausbreitung der deutschen Siedlungen, die 1824 bei São Leopoldo begann, war während des ganzen letzten Jahrhunderts mehr oder minder dem Zufall überlassen worden. Nachdem das Land der kaiserlichen Farm vergeben war, drangen die Siedler schon vom Beginn der fünfziger Jahre an in die Nachbarländereien ein. Diese gehörten als sogenannte Fazendas oder Sesmarias den reichen Viehbaronen, die froh waren, wenn sie das für ihre Zwecke wertlose, damals noch von Tigern und wilden Indianern durchschwärmte Waldland preiswert verkaufen konnten. Schon um die Mitte der fünfziger Jahre hatte die nach Westen gehende Völkerwanderung, teils von neuen Einwanderern aus Deutschland, teils von hier geborenen Deutschstämmigen, den Südrand des Hochlandes auf 300 Kilometer Länge und 50—100 Kilometer Breite inselartig besetzt.

Diese, nur von Ausbreitungsdrang und wirtschaftlichen Gedanken geleitete Bewegung, hatte einen großen Übelstand: die bekenntnismäßige Mischung der Gemeinden. Von den sogenannten alten Kolonien war nur eine geringe Anzahl rein katholisch, weil die Landverkäufer andere Bekenntnisse ausschlossen. In allen anderen wohnten Katholiken und Protestanten in wechselndem Verhältnis, das einem allgemeinen Durchschnitt von etwa 46 zu 54 Prozent entsprach.

Das öffentliche Leben litt zwar darunter nicht, wenn man von vorübergehenden Schatten zur Zeit des Kulturkampfes in Deutschland absieht. Die deutschen Protestanten in Brasilien, ganz im Gegensatz zu den amerikanischen Sekten, haben sich von jeder Proselytenmacherei enthalten. Auch die Schule brachte keine Reibungen, da sie von Anfang an nach Bekenntnissen getrennt war; während bei den Protestanten der Pastor zumeist auch als Lehrer arbeitete,

bestellten die Katholiken Männer aus ihrer Mitte. Neben allgemeinseelsorglichen Gründen waren es vor allem die unvermeidlichen Mischehen, die den katholischen Geistlichen ständig in Atem hielten.

Nachdem in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Waldland am Südsüdabhang des Hochlandes völlig besetzt worden war, und die Italiener seit 1875 das Hochland selbst besiedelt hatten, blieb für den Menschenüberschuß der alten deutschen Kolonien keine andere Wahl als der Sprung auf das westliche Hochland und die weiten Urwälder am Nordwestknie des Uruguay-Flusses. Durch die neugebaute Eisenbahn waren diese Gegenden eröffnet worden, und schon in den neunziger Jahren siedelten sich viele Hunderte deutscher Einwanderer aus Württemberg dort oben an. Eine allgemeine Unruhe kam in die alten Kolonien. Der Bauernverein, der Vorläufer des Volksvereins, erwarb ausgedehnte Ländereien am Ijuhy-Fluß nahe an der argentinischen Grenze.

Durch gemeinsame Übereinkunft wurde beschlossen, diesmal die Siedlungen nach Bekenntnis getrennt anzulegen. Nun begann der große Treck nach Cerro Azul. Ich habe es selbst noch in meiner Kindheit erlebt, daß ganze Abteilungen von Bauern die 700 Kilometer weite Strecke ritten, um sich das Land anzusehen.

Der Führer der geordneten Einwanderung war damals der von Pater Rick sehr verschiedene, aber in seiner Eigenschaft als Bauernvater gleiche Pater Max von Laßberg. Eine alte Photographie, die ich vor Jahren in einem Bauernhause von Cerro Largo vorfand, zeigt ihn wie er mit 18 Mann von der nächsten Eisenbahnstation aufbricht, um im wilden Wald am Ijuhy eine neue Heimat zu gründen. Da nur wenige Protestanten kamen, wurde der größte Teil der Ländereien rein katholisch besiedelt. Wie sehr diese erste gelenkte Kolonisation gelungen ist, das haben wir vorher in der Geschichte von der Seminargründung bereits gesehen. Pater Max — so hieß er allgemein bei seinen Bauern — beschloß vierzig Jahre später seine Tage in seiner Gründung. Bei Gelegenheit der Fünfzigjahrfeier von der heute Cerro Largo genannten Kolonie im Jahre 1952 wurde seinem Wunsch gemäß die Leiche nach dem 40 Kilometer südlich gelegenen Wallfahrtskirchlein Caaró überführt, wo einst der erste Indianermissionar von Rio Grande do Sul, der selige Pater Roque Gonzáles de Santa Cruz, mit zwei Gefährten erschlagen worden war. Ich durfte damals seine Totenpredigt halten, und ich würde es jedem Leser wünschen, dabei gewesen zu sein. Viele Tausende von Bauern gaben ihm das Geleit. Eine solche Grabesfahrt hat sicher keiner aus dem alten Geschlecht der von Laßberg erhalten.

Nach den guten Erfahrungen von Cerro Azul wurde kurze Zeit darauf in der Nachbarschaft die Kolonie Santo Cristo angelegt, auch hier mit dem gleichen Erfolg. Es zeigte sich auch bald, daß man nicht nur nach Bekenntnissen, sondern auch nach Nationalitäten trennen müsse. Die mit Italienern und Deutschen

oder Polen gemischten Kolonien brachten es zu keinem geordneten Gemeindeleben; vielfach wanderte der schwächere Teil bald wieder ab, was auch der wirtschaftlichen Entwicklung schwere Anfangshemmungen brachte. Bequeme Lehnstuhlpropheten haben es den alten Jesuiten übel genommen, daß sie durch geschlossene Siedlungen die „Nationalisierung“ der Deutschstämmigen verhindert hätten. Die in der praktischen Landseelsorge ergrauten Männer wußten aus eigener Erfahrung, wohin die nationalistische Schmelztiegeltheorie führt; und die außerhalb ihrer Führung angelegten Mischmaschkolonien der Regierung und der Privatunternehmer beweisen auch heute noch die Richtigkeit ihrer Grundsätze.

Das waren die Erfahrungen auf dem Gebiet der Neusiedlung, die Pater Rick vorfand, als in den zwanziger Jahren die Landfrage immer dringender an ihn herantrat. Für ihn gab es von Anfang nur einen Grundsatz: rein deutsch und rein katholisch, wie es der allgemeinen Forderung des Volksempfindens entsprach.

Er bemühte sich lange, auf der riograndischen Seite am großen Nordwestknie des Uruguay Waldland von der Regierung zu bekommen. Alle Versuche, selbst bei seinem Freund Borges de Medeiros, schlugen fehl. Man wollte dieses Land als sogenannte Waldreserve zurückhalten. Es ging aber damit wie es gehen mußte. Die Italiener, bei denen die unbekümmerte Wanderung die Regel ist, strömten zu Tausenden in diesen Wald und besetzten ihn einfach wie herrenloses Gut. Die Regierung sah sich später genötigt, die Besetzung einfach anzuerkennen, womit sie ihren sorgsam gehüteten Urwald verlor.

Auf der Nordseite des Uruguay, der hier bis zu 800 Meter breit ist, aber sehr flach über endlose Felsen und Schnellen fließt, hatte eine protestantische Landesgesellschaft mehr als 2000 Quadratkilometer großes Stück Urwald gekauft, das bis zum argentinischen Grenzfluß Pepery reichte. Im Jahre 1924 bot sie dem Volksverein den westlichsten Teil davon, rund 500 Quadratkilometer, für eine katholische Siedlung an. Nach langen Verhandlungen wurde der Ankauf abgeschlossen. Das Land hatte den in Südbrasilien seltenen Vorteil, daß die Besitztitel der Eigentümer außer jedes Zweifels standen.

Pater Rick beschreibt seinen ersten Besuch in der Porto Novo genannten Gegend wie folgt: „Anfangs 1926, als der Schluß der revolutionären Unruhen eine geordnete Kolonisation ermöglichten, fuhr ich mit Herrn Faulhaber (dem Leiter der Landesgesellschaft) und den Gebrüdern Stangler bis Barril, und von hier aus zu Pferd auf dem im Bau begriffenen Weg nach Porto Feliz (dem Sitz der protestantischen Siedlung) und am Tag darauf auf einem Motorboot den Uruguay abwärts. Wir übernachteten im Freien und kamen am nächsten Abend am Macuco-Fluß bei einem deutschen Landmesser namens Mayntzhusen an. Ringsum war jungfräulicher Urwald. Landkundige erklärten den Boden für

vorzüglich. Der Baumbestand war gewaltig. Die Edelhölzer waren allerdings gestohlen von argentinischen Flößern.“

Nachdem Pater Rick die Absatzmöglichkeiten für die über 300 Kilometer von der nächsten Eisenbahn gelegene Gegend gründlich erwogen hatte, fuhr er in die alten Kolonien zurück und brachte das Geld zusammen, um die ersten 300 Kolonielose (zu je 25 Hektar) zu kaufen. Auf dem Katholikentag von Neuhamburg in der Nähe von S. Leopoldo wurde das Bauernvolk mit der neuen Siedlungsmöglichkeit bekanntgemacht. Einen der glücklichsten Griffe seines Lebens tat Pater Rick in der Wahl des Herrn Alban Volkmer für den geschäftlichen Teil; bis zu seinem Lebensende verband ihn herzliche Freundschaft mit diesem gewandten und den Zielen des Volksvereins treu ergebenden Mann. Als ersten Leiter des Unternehmens gewann er den früheren Führer des Selbstschutzes in Serro Azul, Josef Aloys Franzen, der einige Jahre später durch Karl Franz Rohde ersetzt wurde. Dieser war seinerzeit Führer des Selbstschutzes am mittleren Taquary gewesen. Daraus erkennt man die Anziehungskraft, die Pater Rick auf das Volk ausübte: Wer einmal mit ihm gearbeitet hatte, wurde sein Gefolgsmann und ging mit ihm durch dick und dünn.

Unterdessen hatte der Zustrom der Einwanderer bereits begonnen. Mutterseelenallein im Urwald wohnten zuerst nur einige Reichsdeutsche. Die beiden Ufer des Uruguay, vor allem der westliche, an Argentinien grenzende Abschnitt bildeten den Schlupfwinkel von allerlei lichtscheuem Gesindel, Vogelfreie aus Brasilien, Argentinien und Paraguay, bei denen ein Menschenleben nicht mehr galt als die Revolverpatrone oder das Messer, um es auszulöschen.

Die jetzt einströmenden Bauern kamen aus dem ganzen deutschen Siedlungsgebiet von Rio Grande do Sul, vor allem aus den überfüllten Pfarreien von Serro Azul und Santa Cruz. Da es noch keine gerade Straßenverbindung gab, mußten die Leute von Porto Feliz bis Porto Novo auf dem Motorboot fahren, was in dem flachfließenden, schnellenreichen und tausendfach gewundenen Fluß immer mit der größten Gefahr für Gut und Leben verbunden war. Ich bin selbst weite Strecken im Einbaum auf dem Uruguay gefahren und kann es heute noch nicht begreifen, wie damals Hunderte von Familien mit Weib und Kind und Hausrat und Haustieren durchkommen konnten. Manche retteten nur das nackte Leben und landeten mittellos bei dem großen Holzschuppen, den man das Einwandererhaus nannte.

Die dem deutschen Leser nur aus Dichtung und Sage bekannten Zeiten des Ver sacrum und der Landnahme der seefahrenden Wikinger lebten wieder auf. Während Frauen und Kinder im Einwandererhaus notdürftig untergebracht lebten, nahmen die Männer Axt und Buschsichel und Säge auf den Rücken und zogen auf dunklen Waldpfaden aus nach ihrem Stück Land. Zwischen die noch rauchenden Baumstämme des ersten Waldschlages pflanzten sie, was sie zunächst

zum Unterhalt brauchten: Mais, Mandiok und Süßkartoffeln. Sie verrichteten diese Arbeit meist gemeinsam, die eine Woche beim Hannes, die nächste beim Michel, die dritte beim Pitt. War diese Arbeit geschafft, dann ging es an den Bau der ersten Hütte; bis dahin hatten sie die Nächte in einer Hütte aus Palmstroh verbracht nach Art der Indianer. Holz lieferte der Wald in überreicher Fülle. Aus handgesägten Brettern und Planken und gespaltenen Schindeln entstand der erste Wohnschuppen, der zugleich als Küche und Scheune dienen mußte.

War das Nest gebaut und sang der Wind seine ersten Erntelieder im reifen Mais, dann holten die Männer Weib und Kind; viele hatten die Familie bis dahin in der alten Heimat gelassen, oder kehrten dorthin zurück, um zu heiraten. Mit den Frauen und Kindern kam die erste Kuh, das erste Schweinchen, das erste Huhn und die erste Hauskatze in die einsame Urwaldlichtung; die Hunde waren ja schon gleich mit den Männern gezogen und hatten den Männern redlich geholfen, den Tisch mit Fleisch von Waldhirschen, Tapiren, Wildschweinen und anderem Jagdwild zu versorgen.

Und mit den Frauen und den Kindern zog die Heimat ein in den wilden Wald. Trauben und Pflirsiche, Orangen und Feigen und allerlei Gemüse und Schattenbäume umkränzten den Schuppen. Nach wenigen Jahren mußte er einem wohlgebauten Bretterhause weichen mitten unter Scheunen und Ställen und Tabakschuppen; und jedermann träumte schon von einem richtigen Bauernhaus wie drunten in der alten Heimat, wo der Mann herrscht wie ein König auf freier Scholle.

Doch ich greife voraus. Was diese Pioniere des Urwaldes in den ersten Jahren zu erdulden hatten, das steht nur in einem Buche aufgeschrieben, dem Buch des Lebens und des christlichen Heldentums. Es dauerte meist ein Jahr, bis die Pflanzungen die allernötigste Nahrung liefern konnten. Absatzmöglichkeiten gab es nur für den Tabak, und auch das in beschränktem Maß. Bares Geld konnten die Männer nur verdienen durch Arbeit an den vielen Straßen, die der Volksverein durch die Wälder legte.

Nicht alle waren diesem Leben gewachsen. Der Typhus brach aus und raffte in einzelnen Fällen die halbe Familie weg. Eine junge Frau erschoss sich in der Verzweiflung mit der Waffe ihres abwesenden Mannes mitten unter den kleinen Kindern.

Unterdessen war Pater Rick rastlos tätig. Er wandte sich brieflich an den Erzbischof von Florianópolis — der heute fünf Bistümer zählende Staat Santa Catharina war damals in ein einziges zusammengefaßt — und erreichte die Gründung einer Pfarrei, die dem heiligen Petrus Canisius geweiht wurde. Mit den ersten Geistlichen aber hatte er kein Glück, denn beide unterlagen den Verhältnissen und sahen, wie Pater Rick es ausdrückte, „die apokalyptischen Reiter

des Untergangs am Himmel von Porto Novo“. Nach dem Abgang des letzten verwaltete er zeitweise selbst die Pfarrei, bis sie 1931 von den Jesuiten übernommen wurde.

Es muß hier auf eine Störung hingewiesen werden, die alle neuen Siedlungen hemmt. Man hat dafür den Namen „Urwaldkoller“ geprägt, eine seelische Krankheit, die auch dem Psychologen von Zunft mancherlei Rätsel aufgibt. Am nächsten kommen ihr die seelischen Zustände, von denen die Polfahrer berichten, wenn sie monatelang in Schneehütten eng zusammengepfercht leben mußten. Eine allgemeine Reizbarkeit bringt die Schattenseiten des bäuerlichen Menschen zum Durchbruch. Kleinlichkeit, Streitsucht, Neid und tausendfacher Tratsch von Hütte zu Hütte können das Leben unerträglich machen. Es sind zwar meist nicht die eigentlichen Pioniere mit Axt und Säge in der vordersten Urwaldfront, die dieser Stimmung anheimfallen, sondern die leidigen „Nickeljäger“, wie das Volk sie nennt, das heißt, Leute, die von einer Kolonie zur anderen ziehen und in jeder Neusiedlung ihr Eldorado suchen. Da ihnen der große Wurf nirgends gelingt, suchen sie überall den Schuldigen, nur nicht bei sich selbst.

Gleich im Gründungsjahr 1926 wurde die Kolonie von revolutionären Banden überfallen und bis aufs Hemd ausgeraubt. Der Befehlshaber der Banditen war der heutige Kommunistenführer in Brasilien, Luiz Carlos Prestes. Von den Regierungstruppen aus Rio Grande do Sul vertrieben, setzten sie an der argentinischen Grenze über den Uruguay und nahmen Vieh und Geld und allen Hausrat mit, der ihnen irgendwie dienen konnte. Ein Bauer erzählte mir noch im letzten Januar, wie sie seine beiden Maultiere, damals die größte Seltenheit in der Kolonie, mitnahmen und nur deswegen sein bißchen Geld nicht fanden, weil die Frau es geistesgegenwärtig unter das Kissen geschoben hatte, auf dem ihr jüngstes Kind lag. Einem anderen streiften sie den Trauring vom Finger. Die Männer nahmen sie ein bis zwei Tagmärsche mit, ließen sie dann aber wieder laufen und taten niemand etwas zuleid. Die Kerle hatten es eilig, und in Porto Novo gab es damals blutwenig zu holen.

Trotzdem ging die Besiedlung schnell vorwärts. Pater Rick sagt darüber in seinen Aufzeichnungen: „Als ich anfangs 1926 die Untersuchungsreise nach dem Uruguay machte, waren nur die zwei Häuser der Landmesser und die Hütte eines eingewanderten Bayern namens Dingersleben da; 1928 fand ich die Ufer des Uruguay auf 20 Kilometer Länge besiedelt.“

Seine Tätigkeit entfaltete sich in diesen Jahren weit mehr in den alten Kolonien, um Geld aufzubringen, die wirtschaftliche Entwicklung seiner Kolonie zu sichern und Vorurteile zu zerstreuen. Dem sonst sieggewohnten Mann trat auf einmal ein Widerstand entgegen, an dem jeder andere zerbrochen wäre. Die Bauern selber vertrauten zwar wie immer blind auf ihn, aber manche Geistliche,

die den überlegenen Volksführer schon längst mit scheelem Auge ansahen, arbeiteten offen gegen sein Werk. Porto Novo ist nichts und wird nichts, sagte der eine; unsere Leute sind zu schade für den Urwald, predigte der andere. Sogar ein Vertrauensmann des Volksvereins ließ sich von einer anderen Landgesellschaft ködern und arbeitete insgeheim für sie. Es kam vor, daß die Auswanderer nahe dem Ziel von den Handlangern anderer Siedlungsunternehmen abgefangen und ahnungslos von Porto Novo abgelenkt wurden. Aber dieser Kampf gegen Pater Rick's Unternehmen tat keinen wesentlichen Schaden, da keine andere Kolonie das aufweisen konnte, was er dem Bauern bot: Sichere Besitztitel, rein deutschstämmige und rein katholische Umgebung, Kirche, Schule und Arzt von Anfang an.

Die größte wirtschaftliche Gefahr bildete der Mangel einer Straße für den Absatz, der damals wie heute nur nach Rio Grande do Sul gehen konnte. Der Fluß kam wegen seiner vielen Schnellen nicht in Frage. Südlich des Uruguay lag ein 50 bis 100 Kilometer breiter Waldgürtel, an dessen äußerem Rand die italienischen Siedlungen eben in den Gang kamen. Von dort aus führte eine brauchbare Straße über die freien Weideflächen, von den deutschen Bauern „Kamp“ genannt, an die Eisenbahn.

Pater Rick versuchte nun alles, um die Regierung zum Bau einer Straße nach dem Uruguaytal zu bewegen. Niemand rührte sich. Die Behörden sahen dem Abströmen der riograndischen Bauern nach dem Nachbarstaate mit scheelem Auge zu; sie vergaßen dabei, daß Pater Rick es viermal versucht hatte, seine Bauern auf der Südseite des Stromes anzusiedeln, die jetzt von den weniger um sichere Besitztitel besorgten Italienern einfach überschwemmt wurde.

Pater Rick überraschte die Herren in Frack und Zylinder mit einer kühnen Tat. Ohne noch einmal zu fragen, wartete er in Porto Novo auf eine günstige Gelegenheit, den Behörden einen echt Rick'schen Streich zu spielen. Der Intendent des Munizips Palmeira auf der riograndischen Seite — Brasilien ist eingeteilt in Staaten, diese in Munizipien und diese wiederum in Distrikte — hatte eine Abteilung Waldläufer nach dem Uruguaytal geschickt, um die Möglichkeit einer Straße zu untersuchen, die er allerdings nicht bis zum Fluß selber zu führen gedachte. Nach Erfüllung ihrer Aufgabe kamen die Kundschafter völlig erschöpft nach Porto Novo, um einige Tage auszuruhen. Hören wir Pater Rick selbst:

„Ich weilte damals gerade im östlichen Teil der Kolonie, um Pilze zu sammeln. Sofort nahm ich ein halbes Dutzend Waldarbeiter und ging mit ihnen über den Fluß, um diesen Weg, den die Leute von Palmeira durch Anhauen der Bäume vorgezeichnet hatten, zu eröffnen und ihn entlang meine Sammlung zu machen. Trotz des starken Regenwetters blieb ich zwölf Tage im Wald. Wir hatten zwei Reittiere und Proviant bei uns. Nach 23 Kilometern kamen wir

am zwölften Tag zur Behausung eines Italieners, von wo aus die Straße nach dem freien Kamp hinaus schon fertig war.“

Bevor die Herren in Palmeira wußten, was vor sich ging, war die Straße fertig, von der das Leben von Porto Novo über ein Jahrzehnt abhängen sollte. Es gab zwar ein Geschrei über die ungesetzlich eröffnete Straße, aber darauf antwortete Pater Rick mit vernichtendem Gelächter. Auch der westliche Teil der Kolonie murrte, weil jeder die Straße gerne vor seiner Türe gehabt hätte, aber Pater Rick brachte die Unzufriedenheit mit einem Satz zum Schweigen: „Zuerst schneide ich den Strick ab, an dem ihr schon baumelt, und dann wollt ihr mich dafür aufhängen?“

Der Pilzforscher der Zukunft, der die im Bureau of Plant Industry in Beltsville aufbewahrten Typen untersucht, wird kaum eine Ahnung davon haben, unter welchen Mühsalen der damals achtundfünfzigjährige Mann sie gesammelt hat; und kaum jemand weiß, daß Rick seine Auslagen mit den guten Dollars bestritt, die ihm sein Freund C. G. Lloyd für die Pilze vom oberen Uruguay schickte.

Die Frau des zweiten Koloniedirektors von Porto Novo hat uns in ihrem Buche über die Anfänge der Kolonie eine anschauliche Schilderung von Pater Rick hinterlassen, als er von seinem Straßenbau zurückkam. Eines Nachmittags hört sie jemand von der Südseite des Flusses — hier etwa 600 Meter breit — mit gewaltiger Stimme rufen: „Hol' über, hol' über!“ Sie rennt zu ihrem Mann: „Drüben ruft jemand, das kann nur Pater Rick sein!“ Herr Rohde läuft zum Ufer und treibt den Einbaum durch den hier ungefährlichen Fluß. Was er zurückbringt, gleicht bis auf die Reste des Talars völlig einem erschöpften Waldläufer: die Kleider zerrissen, die Schuhe zerfetzt, die Hände von Insektenstichen geschwollen, die hohlen Wangen von einem dreiwöchigen Barte überwachsen, den alten Hut — ich habe Pater Rick nie mit einem neuen Hute gesehen — durchlöchert und zerknüllt.“

Von Pater Rick's Hut erzählte mir Herr Rohde später noch einen guten Witz. Kurz nach diesem Begebnis meldete sich der Staatspräsident von Santa Catharina, Adolf Konder, selbst deutschstämmig und der deutschen Sprache mächtig, zum ersten Besuch in der neuen Kolonie. Während Pater Rick noch immer mit seinem alten Hute herumliefe, kaufte der Koloniedirektor ihm heimlich einen neuen und zwang den Pater, ihn bei den Festlichkeiten aufzusetzen. Als er später seinen Rechenschaftsbericht über die Auslagen zusammenstellte, wollte der Hut für Rick in keine Kategorie passen. Kurz entschlossen schrieb er: „So und so viel Milreis zur Verschönerung des Festes.“

Da ich gerade beim Hute des Pater Rick bin, will ich den Gegenstand zu Ende führen. Als er zehn Jahre später als Vertreter seiner Provinz zur Generalkongregation nach Rom reiste, nahm er selbstverständlich seinen alten Hut mit,

der zwar keineswegs den Vorschriften der Bischöfe entsprach, aber dermaßen zu ihm gehörte; daß keiner ihn zu ändern wagte. Darob gab es einen Auflauf unter den römischen Gassenbuben — den kleinen und den großen. Dem Provinzial wurde das schließlich zuviel, und er befahl Pater Rick, sich einen richtigen römisch-klerikalen Hut zu besorgen. Gehorsam aufs Wort wie immer, kaufte Rick den vorgeschriebenen Hut. Bei seiner Rückkehr kannte ich Pater Rick anfangs garnicht wieder. Herr und Hut hatten nur eine gemeinsame Eigenschaft, die den Gegensatz versöhnte: beide sahen etwas extravagant aus. Diesen römischen Hut trug Pater Rick bis an sein Lebensende.

Der Besuch des Staatspräsidenten brachte der jungen Kolonie zwei große Geschenke. Unter den jungen Ansiedlern — alte Leute gab es damals fast gar keine — befanden sich viele, die ihren Militärdienst in Rio Grande do Sul schuldeten und in ständiger Angst lebten, eines Tages als fahnenflüchtig aufgegriffen zu werden. Pater Rick erreichte bei dem wohlwollenden Mann, daß diese ungesetzliche Lage in aller Stille bereinigt wurde. Da es auf dem legalen Wege schwer zu machen war, wurde es auf dem „normalen“ besorgt, das heißt, man spricht nicht mehr davon. Von großer Wichtigkeit war es auch, daß der Staatspräsident eine Telegrafienlinie nach Porto Novo ziehen ließ, womit die Vereinsamung für immer beseitigt war.

In der Überlieferung des Volkes lebt eine große Menge von Vorfällen, in denen sich die einmalige Art des Pater Rick spiegelt. Ich will hier nur einen berichten, vielleicht den bezeichnendsten von allen:

Eines Tages bringen ihm die Leute ein dreijähriges Kind, das sich beim Spielen eine große Bohne in die Nase gesteckt hatte. Die Bohne war gequollen und behinderte immer stärker den Atem. Der Arzt war für ein paar Tage auswärts, und bis zum nächsten benötigte man anderthalb Tage Fahrt. Das arme Kind lag in den Armen seiner Mutter und schaute den riesigen Pater aus blaugedunsenem Gesicht an. „Da kam der Geist über mich“, berichtet Pater Rick. „Ich befahl der Mutter, das Kind umzudrehen, und ehe sich jemand dessen versehen konnte, hatte ich ihm einen schallenden Schlag auf den Teil versetzt, den der Herrgott dafür besonders widerstandsfähig gemacht hat. Das Kind tut einen Schrei, und die Bohne fliegt im Bogen zur Türe hinaus.“

Ich selbst lernte Porto Novo anfangs 1934 kennen, da ich als Student einen Monat durch das ganze Gebiet streifte, um die erste Bestandsaufnahme der Pflanzenwelt zu machen. Obwohl damals schon etwa 5000 Menschen in der neuen Kolonie wohnten, ging die Entwicklung langsam und schleppend. Hunger litt niemand, aber die Bauern hatten kein bares Geld. Nur zwei Erzeugnisse eigneten sich für die Ausfuhr, Schweineschmalz und Tabak. Die Leute lebten noch vielfach in einfachen Bretterschuppen, manche im Hinterland hausten in elenden Hütten. Obwohl man schon damals den Bestand der Kolonie als gesi-

chert ansehen konnte, war die Stimmung gedrückt. Der Urwaldkoller spukte in den Köpfen der Leute.

Besonders hart ging es den etwa hundert reichsdeutschen Einwanderern, die man herangezogen hatte, um die Besiedlung zu beschleunigen. Selbst den Bauern unter ihnen fiel die Anpassung unglaublich schwer. Es handelte sich nicht allein um das ungewohnte Klima und die primitiven Lebensverhältnisse, auch die Angleichung an die übrige Bevölkerung brachte Reibung über Reibung. Trotz der stammesmäßigen und sprachlichen Gleichheit besteht zwischen dem heutigen Deutschen und dem deutschstämmigen Bauern in Brasilien ein größerer Unterschied als zwischen diesem und dem alteinheimischen Brasilianer. Beinahe anderthalb Jahrhunderte deutscher Geschichte sind an den Nachkommen der Einwanderer spurlos vorübergegangen; aus dem altdeutschen Erbe und der neuen Heimat hat sich eine durch und durch eigenständige Kultur herausgebildet, die der zugewanderte „Deutschländer“ — so nennen die Bauern die späteren Ankömmlinge aus deutschen Landen — fremdartig empfindet und nur zu oft als rückständig behandelt. Es war die große Tat der alten Koloniepateres vom Schlage des Pater Rick, daß sie das Bauernvolk nahmen, wie es war, und die gewaltigen religiösen und sittlichen Werte, die sie vorfanden, flüssig machten für Kirche und Staat.

Pater Rick war in der Zeit zwischen 1931 und 1937 selten in seiner Gründung. Während er im Seminar von S. Leopoldo Moralvorlesungen hielt oder die Schulen der Eisenbahner bereiste — 1934 hatte er sich die im südlichsten Brasilien fast unbekannte Malaria zugezogen — weilten seine Sorgen ständig bei seinem Lieblingswerk. Die anfangs 1934 nach Porto Novo berufene Katholikenversammlung der deutschen Kolonie hatte nicht den Auftrieb gebracht, den man von ihr erwartete. Zu den Schwierigkeiten des Absatzes und dem Geldmangel in der Kolonie gesellten sich drückende Sorgen um das unverkaufte Land. Von den anfänglich nur 300 Kolonielosen (75 Quadratkilometer) war das Besitztum des Vereins nach und nach auf rund 500 Quadratkilometer angewachsen, davon nur etwa die Hälfte besiedelt. Die Schuldenlast auf dem unverkauften Land schwoll zu einer unerträglichen Höhe an und wäre zum Verhängnis geworden, hätten Pater Rick's treue Helfer in Porto Alegre nicht von der Regierung einen Schuldenerlaß erwirkt, der den Besitz vorläufig sicherte.

In seinen Erinnerungen berichtet er über diese Zeit: „In den Ferien ging ich jedesmal nach Porto Novo. Um diese Zeit, 1929, kam die Kolonisation in eine dauernde Krise. Da die Kolonie die ersten zwei Jahre gewaltigen Zuzug hatte, waren große Landkomplexe gekauft worden, aber auf Kredit, da ja baldiger Verkauf in Aussicht stand. Da setzte die große Weltkrise ein, der Zuzug stockte für Jahre, die Zinsen drückten. Wäre nicht der Schuldenerlaß mit zwei Millionen Milreis — so hieß damals die heute Cruzeiro genannte Münzeinheit

Brasiliens — gekommen, konnte die Krise nicht gemeistert werden. Zur selben Zeit mußten die mit schweren finanziellen Sorgen belasteten Vorstände innere Reibungen unwürdigster Art überwinden. Wer wie ich das alles gesehen hat, muß der eisernen Ausdauer in undankbarer Stellung eines Alban Volkmer volles Lob erteilen.“

Die inneren Spannungen in der Kolonie, die sich vor allem im Kampfe der beiden sogenannten Stadtplätze ballten, zogen sogar die Geistlichen in den Streit gegen die Verwaltung. „Der Kampf des Sacerdotium mit dem Imperium“, schreibt Rick, „begann von neuem“. Es kam soweit, daß die Parteien sich mit den Waffen in der Hand gegenübertraten. Nur Pater Rick selbst konnte die blutige Auseinandersetzung und den Untergang der Kolonie verhindern. Ein von der Verwaltung selbst begangener Fehler führte zu einem ärgerlichen Prozeß, in dem eine Reihe von Geistlichen, darunter selbst der achtzigjährige Pater Amstad, gegen Pater Rick und seine Vertrauensleute standen.

Der Prozeß wurde zwar gewonnen, aber in dem alternden, von tausend Sorgen und immer wiederkehrenden seelischen Depressionen gequälten Mann trat zum erstenmal die Erkenntnis auf, daß seine Macht Grenzen hatte; aus dieser Stimmung heraus ist folgende Eintragung in seinen Erinnerungen zu verstehen:

„Meine Stellung in der ganzen Angelegenheit war äußerst peinlich. Ich mußte zum Vorstand halten. Diejenigen, welche auf seine Absetzung hinarbeiteten, kannten den Zusammenhang der Dinge nicht . . . Bäuerliche und klerikale Schreihälse kennen die Sorgen anderer Leute nicht. Sie gehen mit den Hörnern voran und rennen um, komme wer da wolle. Da ich immer auf der Seite des Vorstandes stand, obwohl ich dessen Fehler klar mit dem Namen nannte, hielt man mich für mitschuldig. Öffentlich sprach ich nie über die Sache, es hätte nichts genützt. Jedenfalls ist selten ein Mensch so ungerecht beschuldigt worden wie ich. Obschon Gründer der Kolonie, bin ich heute noch dort der bestgehaßteste Mensch. Als ich die Machenschaften beim Katholikentage sah, erfaßte mich ein solcher Ekel, daß ich beschloß, nie wieder hinzugehen, was ich auch mit Ausnahme zweier kurzer Geschäftsbesuche hielt.

Die ganze Haltung der Bevölkerung war selbstmörderisch, denn die Kolonie kam durch diese Streitereien so in Verruf, daß niemand mehr hinging“.

Diese unter dem Druck der Verhältnisse in den dreißiger Jahren geschriebenen Worte bedeuten aber keineswegs, daß Pater Rick sich von seinem größten Werke trennte. Im Jahre 1943 trägt er mit Bleistift und kaum leserlicher Schrift in seine Erinnerungen ein:

„Es geht auf keine Kuhhaut, wie sie (die Behörden von Santa Catharina während des Krieges) in Porto Novo gehaust haben, in der Absicht, die Deutschen hinauszürgern. Es lohnt sich, einen Rückblick zu tun. 1926—1927 ge-

gründet, besteht Porto Novo trotz weiter Entfernung, trotz Gegenarbeit eines Teiles des Klerus von Rio Grande do Sul, trotz Gegenarbeit des Erzbischofs Dom João Becker, trotz Sabotierung des ersten Pfarrers, trotz Gleichgültigkeit der Geldgeber der Kassen, trotz Fehler der Verwaltung, trotz Dummheit der Bewohner, trotz psychischer Schwäche des Gründers, trotz Unfähigkeit und Bosheit der catharinenser Regierung. Wenn je bewiesen wurde, was deutsche Kolonisten auf gutem Boden leisten können, auch unter den ungünstigsten Verhältnissen, dann hier.“

Das Wort vom bestgehaßtesten Mann in Porto Novo stimmt übrigens nur für eine kleine Gruppe von Quertreibern und deren Mitläufern, die entweder in Porto Novo nicht die goldenen Berge fanden, von denen sie träumten, oder nach der Macht strebten, oder ganz einfach unheilbar am Urwaldkoller litten; das eigentliche Bauernvolk sah damals wie heute in Pater Rick den Mann, der unter Hintansetzung selbst seines guten Rufes alles tat, um ihm eine anfangs zwar harte, aber zukunftsreiche Heimat zu erobern.

Es mag sich lohnen, einen kurzen Überblick über die Kolonie seit dem Ende der dreißiger Jahre zu geben.

Im Januar 1939 kam ich zum zweitenmal nach Porto Novo, um zusammen mit zwei anderen Jesuitenpatres die erste Volksmission zu predigen. Die wirtschaftliche Lage hatte sich zwar etwas gebessert und die Bevölkerung verdoppelt, aber die alten Zwistigkeiten glommen noch in der Asche fort. In der Männermission am Stadtplatz Itapiranga bekam ich die ersten Erfahrungen mit diesem harten, knorrig gewachsenen Edelholz der Sieger über den Urwald. Keiner blieb zurück. Ich sah ergraute Männer vor Freude weinen, nachdem sie den alten Hader für immer begraben hatten.

Dann predigte ich zwei Missionen in den Kapellen des Hinterlandes. Trotz der sengenden Sommersonne und der gerade in Gang kommenden Tabakernte kamen die Leute bis auf den letzten Mann, viele zweimal im Tag. Die Kapelle, die zugleich als Schule diente, war ein armseliger Bretterschuppen, der nicht den dritten Teil des Volkes faßte. Man hatte die ganze rückwärtige Wand aufgeklappt, und die Männer standen im hohen Maisfeld bis in den nahen Wald hinein. Bei der Schulmesse drängten sich die Kinder bis unter den Altartisch; ich hatte kaum einen Schritt nach beiden Seiten frei und mußte die Kniebeugungen sehr vorsichtig machen, um niemand zu treten. Nach der Aufrichtung des Missionskreuzes versammelte ich die Männer auf den Schulbänken. „Pater“, sagte mir ein Bauer, „Sie brauchen uns keine Rede zu halten. Wir alle wissen, daß wir eine neue Kapelle brauchen. Pater, wenn sie wiederkommen, ist sie gebaut.“ Ich konnte erst am Neujahrstag 1957 wiederkommen, um meinem Meßdiener von damals die Primizpredigt zu halten. Über zweitausend Menschen

wohnten der Feldmesse bei, denn für solche Feste ist auch die neue Kapelle zu klein.

Ähnliches erlebte ich in der Nachbargemeinde, die heute zum zweiten Pfarrsitz der Kolonie geworden ist. Die damalige Kapelle war so klein, daß sie beim Bau der neuen Kirche als Ganzes beiseite geschoben werden konnte, wo sie heute als Pfarrhaus dient. Als ich dort im Oktober 1957 dem allerletzten aus der alten Garde der Koloniepates, Franz Riederer, die Jubiläumspredigt hielt, mußten, um Platz zu schaffen, die Kirchenbänke hinausgeschafft werden, wo ein gutes Tausend Menschen unter Sonnendächern dem Hochamt beiwohnte.

Porto Novo ist ein Land der Kinder, wie es vielleicht kein zweites auf Erden gibt; und ein Volk, das so viele Kinder hat, kann nicht untergehen.

Das bewährte sich auch in der schwersten Zeit, die über die Siedlung hereinbrach, während des Zweiten Weltkrieges. Schon über der Mission von 1939 lagen die Schatten der kommenden Verfolgung, die man mit dem patriotischen Namen „Nationalisten der fremdsprachigen Enklaven“ bemäntelte. Zuerst wurde die deutsche Sprache auch als Lehrfach in den Privatschulen verboten. Dann bemächtigte sich die Regierung dieser Schulen, wobei eben noch erreicht werden konnte, daß die Gemeinden wenigstens eine Stimme bei der Ernennung der Lehrer behielten. Was dann in den Jahren 1942 bis 1945 vor sich ging, bleibt besser unerwähnt, denn es würde für sich selbst ein ganzes Buch füllen. Selbst der Pfarrer mußte bei Nacht und Nebel fliehen. Besonders hart hatten es die etwa hundert Familien zählenden Reichsdeutschen, obwohl die ebensowenig wie die Deutschstämmigen sich irgendeine ungesetzliche Haltung zuschulden kommen ließen. Ein Teil der Männer, darunter auch manche seit fünf Generationen im Lande eingebürgerte Deutschstämmige, wanderte in die Gefängnisse, ein anderer wurde zu Zwangsarbeiten verschleppt, ein dritter floh über den Grenzfluß Pepery nach Argentinien. Einer der ersten Bewohner wurde tagelang gefoltert, zwei andere verloren den Verstand. Schließlich kam der Befehl, alle Reichsdeutschen aus dem Grenzstreifen nach dem Innern von Santa Catharina umzusiedeln. Der lange Wagenzug der Vertriebenen hatte gerade die Grenzen der Kolonie erreicht, als ihnen mitgeteilt wurde, sie könnten heimkehren. Viele hatten ihr ganzes bewegliches Gut verkauft und mußten von neuem anfangen.

Nach dieser schrecklichen Zeit aber kam endlich der Friede und der Fortschritt für die Gründung von Pater Rick. Ein starker Zustrom von Einwanderern setzte ein, die wirtschaftlichen Verhältnisse schnellten in die Höhe. Bei der Fünfundzwanzigjahrfeier im Sommer 1951 erkannte ich das frühere Porto Novo kaum wieder. Bei der Feldmesse drunten am Uruguay, wo Pater Max von Laßberg 1926 in einem Orangenhain die erste heilige Messe gelesen hatte, kamen die noch lebenden Gründer unter schallender Musik auf dem Motorboot

an und besetzten die Ehrentribüne. Von allen Teilen der Kolonie keuchten die Lastwagen heran voll singender Menschen, darunter allein 1300 Schulkinder.

Heute ist Porto Novo ein selbständiges Munizip mit Behörden aus der Mitte des Volkes. Eine neue Kirche aus Stein, ein allen Ansprüchen genügendes Krankenhaus, eine große Schule der Schwestern und Dutzende von schönen Häusern schmücken den Stadtplatz Itapiranga, wo vor zwanzig Jahren noch die Tapire am hellen Mittag zwischen Hütten und Bretterbuden zum Bad in den Uruguay liefen. Zwei Pfarreien mit je drei Geistlichen versorgen die mehr als 30 Kapellengemeinden. Im oberen Teil der Kolonie besteht seit Jahren eine Vorschule mit 80 Jungen, die sich für den Jesuitenorden gemeldet haben. Aus der einen Kolonie kommen mehr Priester- und Ordensberufe als aus vielen Diözesen Lateinamerikas.

Die wirtschaftliche Lage hat sich grundlegend gebessert. Konnten die Bauern früher nur Tabak und Schweine absetzen, so werden ihnen heute alle Erzeugnisse an der Türe abgenommen und genau so gut bezahlt wie in den alten Kolonien. Durch die Heranziehung elektrischen Stromes über den Uruguay — die Kolonie selbst verfügt über keine Wasserkräfte — entfaltet sich die Kleinindustrie. Aus eigenen Mitteln haben die Gemeinden eine Telefonverbindung durch das ganze Gebiet geschaffen, die der Seelsorge, dem Geschäftsleben und der Krankenfürsorge die wertvollsten Dienste leistet.

Pater Rick selbst hat nur die ersten Anfänge dieses Aufschwunges miterlebt. Wäre er heute noch da, er würde sich bittere Vorwürfe darüber machen, nicht drei oder viermal soviel Land gekauft zu haben, denn schon sprengen die rund 15.000 Einwohner die Grenzen der Kolonie und suchen nach neuem Land; trotz dreifacher Erkundungsfahrt nach Paraná ist es dem Volksverein nicht gelungen, noch einmal ein Porto Novo zu schaffen. Das liegt einmal daran, daß ein Volksführer wie Pater Rick fehlt; zweitens, daß geeignetes Land mit sicheren Besitztiteln nicht mehr zu haben ist.

Noch in seiner letzten Eintragung in seine Lebensgeschichte am 7. September 1944 kommt Pater Rick auf Porto Novo zurück: „Die Kolonie Porto Novo, durch Jahre hindurch ohne rechten Absatz, blüht auf durch den Handel nach Argentinien. Das hatte ich gleich von Anfang an vorausgesagt. Aber daß es jetzt schon kommt, ist durch den europäischen Krieg veranlaßt. Seit drei Jahren habe ich jeden Tag in der Messe zu Unserer Lieben Frau von Lourdes und Fatima, zum heiligen Josef, zur heiligen Theresia vom Kinde Jesu, zu allen Heiligen der Gesellschaft Jesu und zum heiligen Antonius inständig gebetet.

Porto Novo wird die größte Handelszone Südbrasilien werden. Gottseidank, daß ich das noch erlebe.“

Schluß

Die letzten Sätze in Pater Rick's Erinnerungen lauten „Ich werde immer elender. Wassersucht und Gicht plagt oft recht unangenehm. Gott sei Dank, endlich auch eine Krankheit, die man fühlt. Die Malaria war eine noble Krankheit, die Melancholie ließ den Körper in Ruhe.“

Die bis zum Jahre 1942 geführte Übersicht über sein Leben schließt mit den Worten: „Requiescat in pace immutabili, Er möge ruhen im unwandelbaren Frieden.“

Auf dem von Birnen- und Orangenbäumen umstandenen Friedhof des Jesuitenseminars von São Salvador hat der dankbare Verband der Sparkassen ihm ein Gedenkkreuz errichtet. Da deutsche Inschriften damals noch verboten waren, ließ ich darauf schreiben: Sacerdos Dei, Colonorum Pater, Scientiarum cultor, Dem Priester Gottes, Dem Vater der Bauern, Dem Mann der Wissenschaft.

Mit dieser knappsten Zusammenfassung seines Lebens schließe ich das Lebensbild eines der größten Jesuiten, die jemals am Aufbau der Kirche in Brasilien mitgeschafft haben. Es soll sein ein persönlicher Dank an den Mann, der meinen eigenen Lebensweg bestimmt und gesegnet hat, „cui senectutis meae benedictionem toto animo impertior“, wie er in der Einleitung zu seinem Pilzwerk schreibt, „dem ich den Segen meiner alten Tage von ganzem Herzen erteile.“ Und es soll zweitens sein der Dank des deutschstämmigen Bauernvolkes in Brasilien an die Heimat des Bauernvaters Johannes Rick, das Ländchen Vorarlberg.